DAS Magazin

Heft 1
Januar 1961
Preis DM 1.–

... nein auch im Winter, wenn es schneit,
darum

Sag es mit Blumen durch

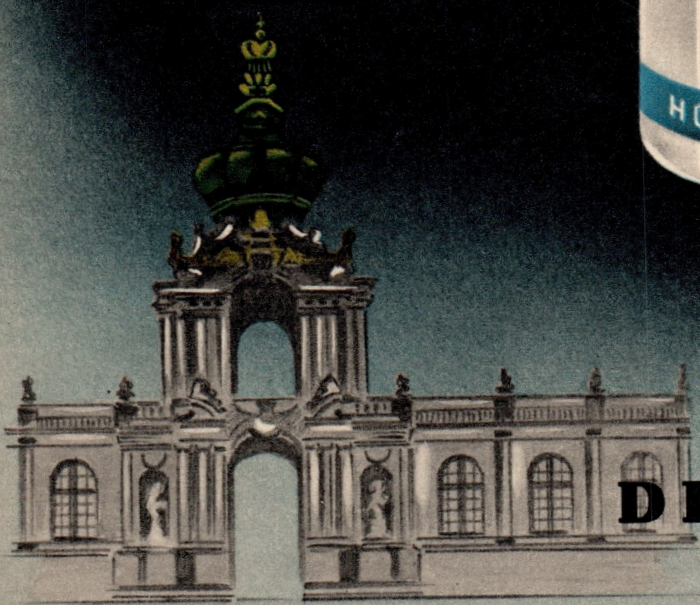
FLEUROP

Ihr Auftrag wird von jedem Blumengeschäft mit den bekannten FLEUROP-Zeichen entgegengenommen

mitunter bleibste
Zaungast-
wenn Du
nicht
gespart
hast
1
1
DIE DEUTSCHEN SPARKASSEN

Pohli

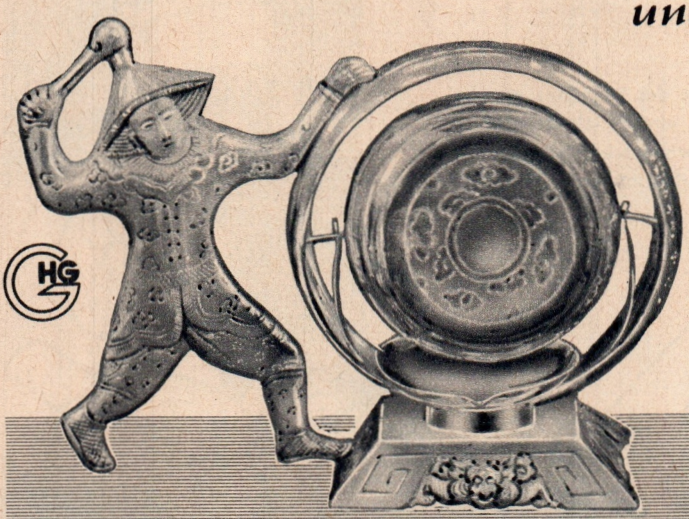
KOSMETIK



AUS

DRESDEN

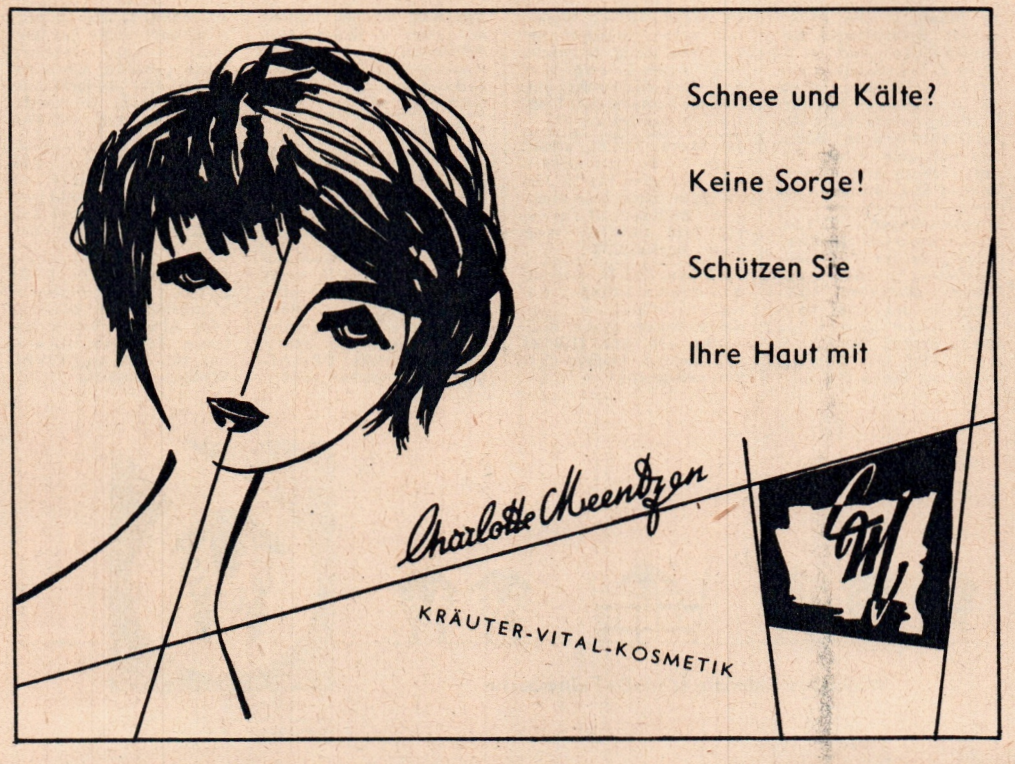
Zur Freude für Sie und Ihre Gäste



Massiv silberne Tafelgeräte von kultiviertem Geschmack aus Vietnam

Teesieb Trommler

HO und KONSUM-Fachgeschäfte zeigen Ihnen gern ihr großes Sortiment



Thuringia

Von der ersten Stunde an
verlangt die empfindsame Haut des Säuglings eine besondere Pflege, verlangt ganz einfach die Luxus-Seife „Baby". „Baby" erfüllt mit ihren wissenschaftlich erprobten Wirkstoffen ein dringendes Bedürfnis moderner Säuglingspflege.

VEB (K) ZEULENRODAER SEIFENFABRIK · ZEULENRODA/THÜR.

Jg. Mann, 30/1,69, schlk., dklbld., Brillenträger, Behördenangest., sucht a. d. Wege d. Bekanntsch. einer liebev. Gefährtin f. Leben zw. 24 u. 29 J. m. fortschr. Einstellg., mögl. Raum Döbeln/Waldheim (n. Bed.). Nur ernstgem. Bildzuschr. unt. 1100 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließf. 435

Krankenpfleger, 21/1,84, schl., gutausseh. (Brillenträger), m. Int. f. Gesellschaftstanz, su. Bek. eines hübsch., charakterf. Mädchens (n. unt. 1,68), evtl. spät. Heirat (nur Raum Lpz.). Ernstg. Bildzuschr. (zur.). MM 5390 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 24/1,72, Motorradsportler, wünscht Bekanntsch. m. jg. Mädchen, mögl. Raum Leipzig, aber nicht Bed. Bildzuschr. unt. 1145 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

Jg. Mann, 23/1,61, schw., sucht Briefw mit nettem, einf. Mädchen bis 22 Jhr. zw. spät. Heir. Nur ernstgem. Bildzuschrift. erwü. MZ 5420 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 22/1,78, vielseit. int., möchte hübsch., charakterf. Mädel zw. spät. Heirat kennenlernen. Bildzuschr. erb. unt. 1168 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

Architekt, wü. Bekanntsch. m. natürl. u. liebev. Mädel bis 26/1,78. Bildzuschr. (Ganzfoto) erb. unt. 1065 Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

Nichttänzer, 19/1,83, bld., vielseit. int., wünscht Bekanntsch. m. gutausseh., schlk. Mädchen (aus Berlin), b Ende 18/1,72. Bildzuschr. (zur.) MM 5410 an DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 19½/1,78, sucht d. Bekanntsch. eines nett., hübsch., charakterf. Mädchens zw. 17 u. 19 J. Raum Leipzig angen. Nur ernstgem. Bildzuschr. DEWAG Werbung, Wismar 18/60

Jg. Mann, 22/1,68, dklbld., Nichttänz., sucht Bekanntschaft m. nett., gleichges. Mädel passend. Alters zw. spät. Heirat (Raum Magdeburg bevorz.). Bildzuschr. (zur.) unt. 1614 DEWAG Magdeburg-N.

2 Stud., 20/1,82 u. 1,78, suchen Bekanntschaft mit 2 netten, intell. Mädchen. Bildzusch. (zur.) MO 5412 DEWAG Werbung, Berlin C 2

4 Freunde, 23/1,78, 20/1,83, 20/1,84, 19/1,76 möchten m. 4 hübsch. jung. Mädchen pass. Alters in Briefwechs. treten. Bildzuschrift. erw. unt. Nr 9904 an DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Gutausseh., gebild. jung. Mann, 22/1,77, schw., wü. charm. Mädchen kennenzulern., welches mit ihm sorgl. durchs Leben gehen möchte. Bildzuschr. (jede Zuschr. wird beantw.) unt. AE 679/N DEWAG Erfurt

2 Freunde, 19/1,75, dkbld., u. 20/1,68, rotbld., suchen nette Mädels, die ihnen schreiben, alle Bildzuschr. werden beantw. MS 5435 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Fotoamateur sucht liebes, gutausseh. Mädchen, nicht über 1,65, Bildzuschr. erw. Mögl. Raum Sachs., Thür., jed. nicht Bed. MW 5439 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Ing., 27/1,71, dkl., wünscht Bekanntsch. m. nett. Mädchen (18 b. 25 J.), mögl. Berlin od. Umg. Nur ernstgemeinte Bildzuschr. erb. (zur.). MO 5432 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Gibt es eine unternehmungslust. jg. Dame, die sich f. einen Naturwissenschaftl. interess.? Ich bin 34 J., gr., bld. u. wünsche mir einen klugen, modern denk. Menschen, der wie ich viele Interessengebiete hat. Zuschr. mit Bild (bestimmt zur.) unt. MV 5397 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 18/1,82 u. 21/1,68, dklbld., hbld., wü. Briefw. mit nett., temperamentv., jung. Mädchen. Bildzuschr. erw. unt. 53 245 DEWAG Werbung, Dresden N 6

3 jg. Herren, 18/172, 19/1,78, 23/1,82, bld., wünsch. Briefw. mit 3 nett. Mädchen gl. Alters (auch einzeln). Bildzuschr. erw. unt. DH/1308/60 DEWAG Werbung, Halle

Akademiker, 30/1,74, wü. Bekanntschaft mit charm., dkl. Dame (Ärztin oder Med.-Stud.). Bildzuschrift. MP 5433 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Behördenangest., 19/1,71, möchte Bekanntsch. eines nett., soliden, charakterf. Mädchens machen, die Int. f. alles Schöne hat. Ernstgem. Bildzuschr. erb. unt. 53 184 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Friseurmeister, Mitte 30/1,74, wünscht nett., strebs. Berufskollegin, Mitte 20, zw. spät. Heirat kennenzulern. Bildzuschr. (zur.). unt. DG 14 654 an DEWAG Werbung, Gera

Junger Mann, 22/1,75, musiklieb., sucht charakterf. Mädel bis 20 J. Bez. Halle bevorz. Bildzuschrift. erb. unt. DH 1044 an DEWAG Werbung, Halle

Ing., 22/1,79, wü. Bekanntschaft eines nett., hübsch., temperamentv. Mädchens (Stud.), mit Int. für Sport, Musik, Tanz und alles Schöne. Raum Dresden (n. Bed.). Bildzuschr. erw. unt. 53 150 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Bin 25/1,78, mbld., Fotoamateur, natur- u. motorsportlieb., wü. nettes, natürliches u. charakterfest. Mädel (18 b. 23 J.) kennenzulern. (mögl. Bez. Dresden). Ernstgem. Bildzuschr. erb. unt. 53 132 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Holzkfm., sportbeg., Int. für Natur u. Theater, 32/1,80, wü. Bekanntsch. mit wirtsch., nett. Mädel mit viel Herz. Bildzuschr. unt. 53 143 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Ich sehne mich nach einem liebev. Menschen, bin 23/1,76, schw., gute Erschein. Sie soll ein bezaub. Mädchen mit viels. Int. sein. Bildzuschr. erw. unt. 53 149 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Akad., 26/1,78, fortschrittl. Weltansch., Nichttänzer u. Nichtrauch., Whg. u. Auto vorh., su. Lebenspartnerin zw. späterer Heirat. Bildzuschriften unt. 53 209 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

2 Freunde, 20/1,73, viels. int., wünschen Briefw. mit 2 nett., jung. Mädeln mit viels. Int. (auch Einzelzuschr.). Alle Bildzuschr. werden beantw. Angeb. unt. 53 176 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Jg. Mann, 22/1,68, jünger ausseh., Nichttänz. (aber Freude am Tanz), musiklieb., etwas sprachbeh. — darum sehr zurückhalt. u. einsam, ohne Freunde, möchte nicht mehr allein sein. Ernstgem. Zuschrift. MV 5438 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Motorsportfreunde, 21/1,72 u. 19/1,74, dkl., wü. Bekanntsch. zweier nett., jg. Mädchen zw. Briefw. u. Freizeitgest., Int. für Camping, Musik. Bildzuschrift. erb. unt. 53 195 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Jg. Mann, 24/1,70, sucht Bekanntsch m. einfachem, nett. 18- bis 21jähr. Mädchen zw. spät. Ehe. Bildzuschr. unt. 53 194 an die DEWAG Werbung, Dresden N 6

21jähr., 1,72, wünscht Bekanntschaft eines lieben, charakterf. Mädchens bis 20 Jahre zw. spät. Heirat. Ernstgem. Bildzuschr. erw. unt. 53 200 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Körperfrisch den ganzen Tag!

. . . durch Gerdeen feine Kosmetika

. . . und besonders mit dem

neu entwickelten

Gerdeen Luxus-Körperpuder

in Plastikflasche

sowie

Gerdeen Eau de Cologne

Smaragd

Gerdeen

VEB (K) GERDEEN · WERK FÜR FEINE KOSMETIKA · SCHILDOW BEI BERLIN

Mädchen, 18/1,64, schlk., dklbld.. gebild., gutauss., Int. f. Film, Musik u. Reisen, wü. die Bekanntsch. eines Herrn, mögl. schwarz od. auch dkl., m. gl. Int. Nur ernstgem. Bildzuschr. unt. 1637 DEWAG Werbung, Karl-Marx-Stadt S 6

Charm. jg. Frau, 41/1,61, schlk., jgdl. Ersch., viels. int., wü. nach Enttäusch. liebev., charakterf. Herrn b. 50 J. kennenzulern. 8094 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

2 Thür. Mädchen, 19/1,62, bld. u. schwarz, wü. Briefwechs. mit 2 charakterf., intell., jg. Herren, Int. f. Wandern, Sport, Musik, Theater. Bildzuschr. erb. (zur.). Ang. unt. AE-N 389 DEWAG Werbung, Suhl

Neujahrswunsch! Junge Dame, 25/1,70, dkl., schlk., wü. Herrn pass. Alters (Raum Rostock) kennenzulern. „Er" soll interess. für alles Schöne sein. Wer hat Mut und schreibt mir? Nr. 279 DEWAG Werbung, Senftenberg

Jg. Frau, 24/1,65, m. 4jähr. Tocht., wü. nach gr. Enttäusch. die Bekanntschaft eines netten, charakterf. Herrn pass. Alters. Nur ernstgem. Bildzuschr. unt. 1451 DEWAG Werbung, Karl-Marx-Stadt S 6

Berufst., frohsinn. Mädel mit Abitur, 23 J., möchte geb. Lebenskam. kennenl. Frdl. Zuschr. unt. 1031 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

Buchhalterin, 25/1,64, vielseit. int., wü. Briefw. m. nett., charakterf., sportl. Herrn. Bildzuschr. (zur.) an 1654 DEWAG, Magdeburg-N.

Akademikerin, Mitte 30, sucht Freund(in) m. Int. für Theater, Tennis, Ski, Paddeln, Schwimmen. MP 5413 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Natürliches Mädel, 22/1,72, sucht aufricht. Kameraden, Wassersportler, Campingfreund. Raum Berlin. MN 5411 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mädchen, 20/1,60, wü. Bekanntsch. mit sympath. Herrn. Bildzuschrift. erw. MS 5415 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freundinnen, 22/1,65, bld. u. schwarz, wü. Bek. m. sol., symp. Herrn (auch einzeln). Nur ernstgem. Zuschrift. erb. unter 1651 DEWAG Magdeburg-N.

2 jg. Mädchen, 19/1,72, 25/1,65, möcht. in lust. Federwettstreit mit 2 netten, sportl. Herren tret. Bildzuschr. (zur.) unter 1644 an DEWAG Magdeburg-N.

2 jg. Mädchen, 19/1,63 u. 18/1 62, m. Int. für Tanz, Musik u. Film, suchen Bekanntsch. bzw. Briefw. m. jg. Herren. Bildzuschr. unt. Nr. 98 DEWAG Potsdam

2 Magdeburgerinnen, 20/1,69, bld., 18/1,72, mittelbld., vielseit. int., suchen 2 nette Herren bis 25 J. zw. Briefw. Bildzuschrift. (zur.) unt. 1647 DEWAG Magdeburg-N.

Nettes, lebenslust. Mädel, 21/1,60, m. Int. für Tanz, Fotograf. u. Camping. wü. Bekanntsch. m. jg. Herrn zw. 22 u. 26 J. Ernstgem. Bildzuschr. (zur.) unt. 1641 DEWAG Magdeburg-N.

Wiss. Assist., viels. int., Bücher u. Musikfreundin, int. an philosophischen u. psychologischen Fragen, sucht Briefpartn. MU 5417 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Angestellte, 26/1,68, sportliche Erscheinung, wü. sich baldige Ehe m. einem aufricht., vielseit. int. Herrn. Nur ernstgem. Bildzuschr. MW 5419 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Fräulein, 29/1,60, dkl., su. d. Bekanntsch. eines nett., gebild. Herrn zw. baldiger Heirat. Auch Witwer mit Kind angen. MM 5430 an DEWAG Werbung, Berlin C 2

3 Stud., 18/1,68, br., 18/1,71, bld., 18/1,75, bld., wü. Briefw. mit 3 intell., jg. Herren. Bildzuschrift. erb. unt. 53 198 DEWAG Werbung, Dresden N 6

2 Freunde, 18/1,80, 1,70, bld. u. dkl, viels. int., wü. m. 2 Mädchen pass. Alters Bekanntsch. durch Briefw. (mögl. aus Sachsen). Bildzuschr. erw. unt. 1780 an DEWAG Werbung, Karl-Marx-Stadt S 6

Med.-Stud., 22/1,65, dkl., wü. Briefw. m. Musik- od. Kunststudentin. Ang. unt. 53 235 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Dipl.-Ing., 25/1,87, dkl., nicht ganz häßlich, sucht ebensolche Partnerin mit edlem Gedankengut zw. 18 u. 21 J. Stud. od. Lehrerin angen., jed. n. Bed. (Bildzuschr. erb., Ganzfoto bevorz.). 53 159 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Jg. Akademiker, 27/1,75, sucht gebild., lebensbejah. Kameradin fürs Leben. Zuschr. unt. 1034 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

2 lebensl. Junggesell., 25/1,75, 28/1,72, dklbld., hab. Sinn f. Romantik, Motorsport, Film u. Musik, wü. Briefw. m. 2 nett. Mädchen. Angeb. unt. 1613 an DEWAG Magdeburg-N.

Flexi

UHRENARMBÄNDER

RUDOLF STOLL KG
BERLIN NO 18

Erhältlich in allen Fachgeschäften

Thür. Mädel, 20/1,60, dkl., vollschlk., Brillenträg., m. gut. Allgemeinbildg. sucht nett., intell., bld. Partner bis 25 J. mit einwandfr. Vergangenh. zw. späterer Heirat (Großstädter angenehm). Bildzuschr. (zur.) unt. DG 14/669 an DEWAG Werbung, Gera

Suche intell., fortschrittl. Mann pass. Alters. Bin 23/1,63, Finanzwirtschaftler. MU 5437 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Lehrerin, 19/1,55, dklbld., lebenslustig, viels. int., sucht intell. Briefpartner. MN 5431 DEWAG Werbung, Berlin C 2

3 Freundinnen von 18 bis 20 J./1,64, 1,66 sowie eine alleinsteh. Frau, 41/1,65, wü. die Bekanntsch. mit nett. Herren. Bildzuschr. erw. unt. 272 an DEWAG Werbung, Cottbus

21jähr. Angestellte, 1,60, rotbld., wü. auf d. Wege mit aufricht., jg. Mann in Briefw. zu treten. Bildzuschr. erb. unter 1071 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

Techn., 25 J., häusl., musik-, natur- und tierlieb., wünscht Bekanntsch. eines Herrn passend. Alters (m. Kleink. ang.). Ernstgem. Bildzuschr. 4634 Annahmestelle Bln.-Pankow, Breite Straße 2

Junge Dame, 30/1,60, dkl., schlk., gepflegt, wü. auf d. Wege nett. Herrn zw. spät. Heirat kennenzulern. Nur ernstgem. Bildzuschr. an 24 864 DEWAG Brandenburg, Kurstraße 7

Studentin (11. Sem.), dkl., 1,64, gutausseh., sucht die Bekanntsch. eines Mannes, der treu sein kann. 32 645 DEWAG Werbung, Dresden N 6

2 Sekretärinnen, 21/1,66 u. 1,69, dkl., viels. int., wü. Briefw. m. 2 nett., intell. Herren (a. Einzelzuschr.). Bildzuschr. erb. unt. 1682 DEWAG Werbung, Karl-Marx-Stadt S 6

Sie, 22/1,68, sucht Ihn, der intell. ist, gut aussieht u. gern lust. Briefe schreibt. Bildzuschr. erw. 53 169 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Alleinst. Fräulein, 38/1,68, dklbld., gut ausseh., Sekr. in Raum Dresden, in gut bez. Stellg., sucht pass. Herrn als Lebensgefährt., Int. f. gemütl. Heim und Sinn f. alles Schöne. Bildzuschr. erb. unt. 53/171 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Nettes gebild. Mädel, 19/1,72, Int. f. Theater, Tanz u. naturlieb., wü. Bekanntschaft mit gutausseh. jg. Mann nicht unt. 22 Jahre (auch Stud.). Bildzuschrift. (zur.). 53193 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Dame, 25/1,76, schwarz, schlk., temp., Sinn f. alles Gute u. Schöne, sparsam u. häusl., Aussteuer vorh. „Er" soll älter und größer sein, herzensgut u. Sinn f. ein gem. Heim mitbring. Bei Zuneigung bald. Ehe erw. Jede Bildzuschr. unt. DG 14 655 an DEWAG Gera wird beantwortet

2 jg. Studentinnen (stud. med. dent.), 20/1,66, bld. u. braun, suchen die Bekanntsch. jg. Herren gl. Faches zw. Briefw. Bild erw. (zur.). Zuschr. 0086 DEWAG Werbung, Halle, Schließfach 319

Lehrerin, 34/1,60, vielseit. int., wü. sich aufrichtig., charakterfest. Lebenskam. Mögl. Raum Halle, Leipzig, Berlin. Bildzuschrift. erw. (zur.) Zuschr. 0078 an DEWAG Werbung, Halle, Schließfach 319

Hübsche Studentin, 19 J., m. Int. für Tanz, Musik, Literatur u. Autosport, wü. Briefverb. bzw. Bekanntschaft mit intell. Herrn. Bildzuschr. erb. unt. 1720 DEWAG Werbung, Karl-Marx-Stadt S 6

Nach schwer. Enttäuschung sucht intell., natürl. Mädel, 23/1,68, ehrl. Kam. m. Int. f. gute Musik, Natur u. Literatur, nur Raum Dresden / Freiberg. 32 646 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Sekr., 24 J., häusl., mit Int. f. Musik, Natur und Wassersport (eig. Boot) wünscht Bekanntsch. mit aufricht. Herrn pass. Alt. (Bildzuschr. erb.) 4633 Annahmest. Berlin-Pankow, Breite Straße 2

Die Kopfhaut leistet Schwerarbeit!

Auf kleinstem Raum ernährt sie bis zu 120000 Haare. Spitzenerzeugnisse neuzeitlicher Haarkosmetik helfen ihr dabei. Westalan-Ei-Shampoon läßt die aufbauenden Kräfte des Lecithins und anderer Naturstoffe harmonisch mit hautfreundlichen Waschsubstanzen und edlen Duftstoffen zusammenwirken. Westalan-Ei-Shampoon dient Ihrer Schönheit!

Ihr Haar kann strahlen – denn es ist Westalan-gepflegt!

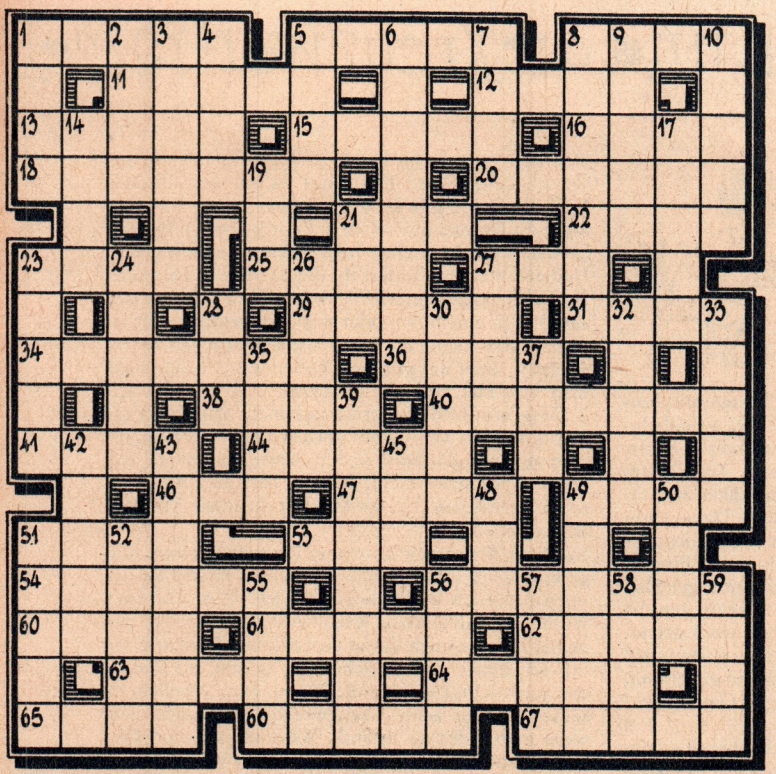
WESTALAN *Shampoon*

ANZÜGE · SAKKO HOSEN · MÄNTEL

HERKO

Der Name bürgt für Qualität

VEB BEKLEIDUNGSWERKE HERKO SONNEBERG / THÜR.



KREUZWORTRÄTSEL

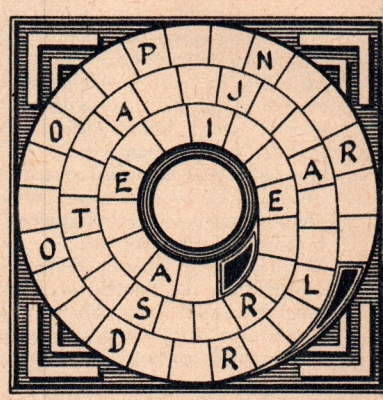
Waagerecht: 1. Westafrikanische Republik, 5. chinesisches Gebiet im südlichen Zentralasien, 8. Reinigungsmittel, 11. genialer Schweizer Mathematiker des 18. Jahrhunderts, 12. Grundbaustein der Elemente, 13. schmaler, steiler Weg, 15. Führerin der deutschen Arbeiterinnenbewegung (1857—1911), 16. weiblicher Vorname, 18. Wirbelsturm, 20. fortschrittlicher französischer Schriftsteller, 21. starker Zweig, 22. Ton, 23. altrömisches Gewand, 25. westafrikanische Republik, 27. Meeresraubtier, 29. Gestalt der griechischen Mythologie, 31. Hauch, 34. Staat der USA, 36. englisches Feldmaß, 38. Romangestalt Zolas, 40. Hauptstadt von 3. senkrecht, 41. Stammvater eines Riesengeschlechts, 44. Amtsrobe, 46. Behörde, 47. wundertätige Schale, 49. Gestalt aus Schillers „Räuber", 51. Zwerg, Erdgeist, 53. Honigwein, 54. meist geflügeltes Gliedertier, 56. Ministerpräsident von 24. senkrecht, 60. Titelgestalt bei Shakespeare, 61. Frucht des Ölbaums, 62. Kampfbahn. 63. männlicher Vorname, 64. Teil mancher Schiffe, 65. Schwung, Begeisterung, 66. Amtstracht, 67. Hausvorbau.

Senkrecht: 1. Verpflegung, 2. Strudel, Untiefe, 3. Republik in Westafrika, 4. Gestalt aus „Eugen Onegin", 5. Musikstück für drei Instrumente, 6. Fluß in der UdSSR, 7. Gewicht der Verpackung, 8. ostafrikanische Republik, 9. griechischer Buchstabe, 10. Heilpflanze, 14. Republik in Westafrika, 17. Ministerpräsident von 3. senkrecht, 19. kirchliches Bauwerk, 21. Stadt an der Etsch, 23. Krankentransportgerät, 24. Republik in Westafrika, 26. Stadt in der Türkei, 27. Geliebte des Leander, 28. englische Insel, 30. Hauptstadt von 24. senkrecht, 32. japanische Stadt, 33. fortschrittlicher deutscher Komponist, 35. Schachausdruck, 37. Neckarzufluß, 39. ein afrikanisches Land, das um seine Freiheit kämpft, 42. Forstschädling, 43. Republik in Westafrika, 45. Gattung, 48. Mündungsarm des Rheins, 49. Handwerker, 50. Hafenstadt in 39. senkrecht, 51. frühere Form des Zusammenschlusses, 52. japanische Hafenstadt, 55. Einrichtung beim Fußball, 56. Vogelwohnung, 57. Wut, Empörung, 58. niederösterreichische Stadt, 59. Kopfschmuck.

RÄTSELSCHNECKE

Die Buchstaben: a — a — a — a — a — a — a — b — b — d — e — e — e — e — e — f — i — i — i — i — l — l — l — l — n — n — o — p — p — r — s — s — t — t — t — t — u setzen wir so in die leeren Felder der Figur ein, daß sich Wörter folgender Bedeutung ergeben:

Beim Außenfeld beginnend: Gebirgsland in der südlichen Sahara — Hauptstadt von Tunesien — Flugzeugführer — Stadt in Spanien — Inselbewohner — Laubbaum — asiatischer Staat — Faltengebirge in Nordwest-Afrika — Vereinbarung — Wand- oder Bodenplatte — westdeutsche Landschaft. — **Beim Innenfeld beginnend:** Autor des Romans „Der Hungerpastor" — starkes Tau — Hautgebilde des Vogels — Gestein — sowjetischer Kurort am Schwarzen Meer — Stadt an der Saale — sowjetischer Schachweltmeister — Zeitabschnitt, Zeitraum — Glücksspiel — in der DDR geschaffener Tanz — Pelzwerk.
Zur Kontrolle der Lösung sind in die Figur einige Buchstaben bereits eingesetzt.



Auflösung aus Heft 12/1980

Kreuzgitter: Waagerechte Wörter: Galopp (13), Gruber (34), Orgel (8), Phrase (19), Anrede (27), Ansporn (4), Reif (15), Theo (44), Kaul (30), Isolator (6), Amateur (23), Asepsis (42), Taormina (12), Huch (17), Anna (25), Oese (40), Volumen (2), Angler (32), Nocker (36), Ocker (10), Zinner (21), Raglan (38).

Senkrechte Wörter: Gepard (37), Larvik (16), Posa (43), Prenzlau (9), Leipzig (28), Renn (1), Brecht (41), Rhetor (31), Arno (7), Faktura (35), Tampico (18), Eosin (29), Amman (3), Schoener (14), Palucca (39), Tabarz (22), Onegin (5), Igor (33), Henkel (24), Sefrin (26), Vene (20), Nora (11).

Raten und Rechnen:

330—98 = 232
: — —
15×8 = 120
22+90 = 112

Logogriph: Beule — Eule

Anagramm: Eros — Rose

Herr Kabusch und die Kreuzworträtsel

Von Irmgard Keun

Neulich ging ich in ein Restaurant, um zu Abend zu essen, als Dr. Friedhelm Kabusch, ein früherer Verlobter von mir, erschien und höflich bat, an meinem Tisch Platz nehmen zu dürfen. Ich lächelte freundlich zustimmend und schwitzte innerlich vor Wut. Dabei kann kein Mensch etwas gegen Kabusch einwenden. Er ist angenehm anzusehen, korrekt bis in die Fingerspitzen, hat tadellose Manieren und einen genauso tadellosen Ruf. Ich weiß nicht mehr, warum wir uns vor Jahren einmal verlobten, aber ich weiß genau, warum ich ihn eines Tages davon überzeugte, daß wir nicht zusammen passen. Hätte ich ihn geheiratet, wäre ich vielleicht schon längst wegen Gattenmord hingerichtet worden.

Kabusch ist ein musterhafter Mensch, aber er ist ein Phänomen an Langweiligkeit. Es ist begrüßenswert, wenn ein Mensch nach einem möglichst umfangreichen Allgemeinwissen strebt. Leider hat Kabusch eine unselige Methode, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Er erzählt allen Leuten genau das, was sie nicht begreifen und was sie am wenigsten interessiert. Ich habe ihn einmal erlebt, wie er einem Kaminfeger einen halbstündigen, mit Fremdworten gespickten Vortrag über persische Religionsbegriffe hielt. Der Kaminfeger sah aus, als wolle er anfangen zu weinen. Ich weiß, daß es drahtlose Telegrafie gibt, aber ich werde bis an mein Lebensende nicht begreifen, was sie eigentlich ist, obwohl mir Kabusch stundenlang die kompliziertesten Erläuterungen darüber gab. Er war überhaupt bestrebt, meine Allgemeinbildung ständig zu vertiefen und zu erweitern, bis ich total zermürbt war.

Wozu brauchte ich zum Beispiel endlose Abhandlungen über die Bauchspeicheldrüse, da ich doch nicht die Absicht hatte, Mediziner zu werden? Auch überstiegen lange Gespräche über Spiralnebel und Spektralanalysen auf die Dauer mein Fassungsvermögen.

Nachdem ich mein Essen bestellt hatte, war ich entschlossen, Kabuschs unglückliche Gesprächsthemenwahl nicht zu erdulden, sondern ihn mit meinem höchst aparten Spezialwissen matt zu setzen.

So begann ich denn: „Bist du eben durch den Ern gekommen? Ern ist ein Hausflur, das weißt du doch natürlich. Ich muß nachher noch eine Ile abholen, ein Garnknäuel. Aber welcher Gebildete sagt schon Garnknäuel! Hör mal die Leute nebenan, man sollte meinen, sie sprechen Ewe... Ganz recht, ich meine die Negersprache. Warst du eigentlich schon mal in Ani? Sie ist eine hochinteressante Ruinenstadt in Transkaukasien. Das Huhn ist übrigens zäh wie das Fleisch eines Emu. Der Emu ist ein australischer Laufvogel und gilt als ungenießbar. Auch Lar und Maki findet man nur selten auf europäischen Speisekarten. Viele Menschen haben eine Aversion gegen Halbaffenfleisch. Findest du den Winter in Deutschland auch so ungemütlich? Man kommt sich vor wie ein Olm in einem Aul oder wie ein Grottenmolch in einem Nomadendorf. Am liebsten würde ich zu Ra flüchten, dem ägyptischen Sonnengott. Hier wird man von Hel und Ate beherrscht, der nordischen Todesgöttin und der griechischen Göttin der Verblendung. Du weißt wohl übrigens nicht zufällig, ob man auf hiesigen Banken Sen bekommen kann? Ich meine japanisches Geld. Warum hast du auf einmal so ein komisches Air, als würdest du einen Ara vorbeifliegen sehen?"

In dieser Art sprach ich pausenlos weiter. Leute, die gewohnheitsmäßig Kreuzworträtsel raten, hätten mich natürlich mühelos verstanden. Von Kabusch wußte ich, daß er keine Kreuzworträtsel riet. Ich dagegen befaßte mich damit seit zwanzig Jahren. Warum ich heute noch welche rate, ist mir ein Rätsel, das ich nicht lösen kann. Wenn man nämlich in seinem Leben zehn Kreuzworträtsel geraten hat, weiß man jedes zu lösende Wort auswendig. Das tausendste Rätsel gleicht dem ersten aufs Haar.

Jeder Rater, auch wenn er künstlerisch noch so uninteressiert ist, kennt zumindest den Barockmaler Reni. Daß Eis ein Aggregatzustand des Wassers ist, wird jedem bis zum Überdruß selbstverständlich, und die englische Hochschulstadt Eton kennt er wie seine Westentasche, desgleichen Io, die Geliebte von Zeus, und die chemischen Abkürzungen für Aluminium, Barium, Thallium, Natron usw. Freudig begrüßt man stets von neuem die Wappentiere Leu, Greif und Aar, sowie das japanische Brettspiel Go, den Fluß in der Steiermark Mur, das feierliche Gedicht Ode, den Schweizer Kanton Uri, das Papiermaß Ries, die alte Waffe Ger, die englische Insel Man, die Bierart Ale und die älteste lateinische Bibelübersetzung Itala. Es würde auch ein Gefühl der Leere hinterlassen, wenn man einmal nicht auf das Verpakkungsgewicht Tara, den Wurm Egel, das Schusterwerkzeug Ahle, das Kloster Ettal und den Tiroler Passionsspielort Erl stoßen würde. Es ist aber nicht zu befürchten, daß man jemals nicht darauf stößt.

Ich beabsichtigte gerade, Kabusch noch etwas vom heiligen Stier Apis und von Din, Gig, Sam und Nab zu erzählen, als er eine Atempause von mir mißbrauchte, um sich zu erheben und zu verabschieden. Er sah etwas erschöpft und konsterniert aus. Ob ihn mein ungewöhnlich reicher Wortschatz und meine ausgedehnte Allgemeinbildung mit stummer Ehrfurcht erfüllten oder ob er mich für verrückt geworden hielt, habe ich bis heute nicht erfahren. Hoffentlich hat ihn meine charmante Konversation nicht gelangweilt.

Ich bin froh, daß ich die Lebensgemeinschaft mit drei Buchstaben mit ihm nicht eingegangen bin.

Zeichnung: Elizabeth Shaw

Gepflegt von früh bis früh . . .

. . . mit Pa-tina Seifen

Pa-Lanolin extra — eine sehr milde Seife

Hausmittel gegen Dummheit

Gegen Dummheit helfen keine Pillen — aber, so behaupten alte Kochbücher, nicht nur die Liebe geht durch den Magen, sondern auch der Grips, den man richtig ernähren muß, nämlich mit Phosphor. Trotzdem sollten Menschen mit schwach entwickelter Intelligenz nicht an Streichhölzern kauen. Ihre Erleuchtung finden sie vielmehr im phosphorhaltigen Fleisch der Fische — weswegen Mark Twain einem unbegabten Autor angeraten haben soll, er möge sich einen Haifisch braten lassen.

In leichteren Fällen genügt vielleicht ein Karpfen, der in unseren Gegenden — nach der hier erfolgenden Wiederentdeckung angenehmer Methoden der Intelligenzförderung — überdies in größeren Mengen leichter zu beschaffen ist. Heringe reichen deshalb nicht aus, weil die Fischfleisch-Chemie allein nicht zu wirken scheint. Es müssen andere, in der Küche präparierte Stimulanzien hinzukommen. Langeweile nährt den Leib, aber nicht den Verstand. Wer ein wohlschmeckendes, aber altvertrautes Gericht mehrmals vorgesetzt erhält, empfindet bestenfalls, nämlich bei vorangegangener völliger seelischer Abstumpfung, animalisches Wohlbehagen, bringt aber in der rasch einsetzenden Atmosphäre satter Ermüdung nicht mehr die Kraft zu einem interessanten Gespräch auf. Ganz anders reagieren die Nerven auf Ungewöhnliches, auf paprizierte Speisen oder exotische Gerichte. Wenn der Ingwer, mit dem die Chinesen ihren Karpfen würzen, auf der Zunge brennt, verfliegt die Müdigkeit, Geistesblitze schießen aus dem Gehirn, und man wähnt zu sehen, wie der Phosphor in den Augen des Erleuchteten funkelt.

Die Magie des Phosphors, der alte und vielleicht sogar neue Wunderdoktoren unsere Gehirne unterwerfen möchten, mag in jedem Karpfen stecken, ob er nun blau serviert wird oder in Bier, polnisch mit Mandeln oder chinesisch mit brennender Würze. Aber welche Steigerung der Wirkung liegt in dieser Reihenfolge der Rezepte! Nichts gegen den blauen Karpfen am Silvesterabend — doch vermag er erfahrungsgemäß nur dann in heiterster Laune zum neuen Jahr hinüberzugleiten, wenn ein ganzer Bottich von Alkohol nachgetrunken wird — schon die alten Römer wußten, daß Fische auf Festen schwimmen wollen. Der chinesische Karpfen verhält sich anders. Auch er will an einem Schnäpschen oder an einem Glas Wein nippen, weil das die geschmacklichen Kontraste erhöht. Aber wer chinesischen Fisch ißt, paralysiert seinen phosphoreszierenden Ideenreichtum nicht durch Mengen Alkohols. Er weigert sich, die eben kulinarisch angeregte graue Gehirnrinde sofort wieder zu chloroformieren.

Fisch gilt von alters her als Nahrung der Intelligenz. Lange bevor man etwas von Phosphor wußte, freuten sich die Mönche auf die Fastenzeit, weil der Verzicht auf Fleisch durch besonders gute Kochrezepte wettgemacht wurde. Davon profitierten die Fischgerichte, und da die Männer der Feder, die Schriftsteller und die Wissenschaftler, immer Feinschmecker waren, lag es nahe, einen Zusammenhang zwischen Fischfleisch und Gehirntätigkeit zu konstruieren. Er besteht tatsächlich, soweit die Fischküche anregender ist als der fleischliche Alltag, und das ist besonders in China der Fall. Gute Fischgerichte wirken nachhaltiger und animierender auf den Verstand als Pillen, weil sie ohne den Umweg über die Drüsen gute Laune vermitteln, die eine ungeheuer belebende Wirkung auf Herz und Hirn hat.

Chinesischer Karpfen

2 Pfund Fisch (Karpfen, auch Barsch, Heilbutt, Schellfisch, Kabeljau)
2 große Zwiebeln
2 gehäufte Teelöffel Ingwer
3 Teelöffel Suppenwürze
4 Teelöffel Schmalz
3 Teelöffel Sherrywein (Obstwein)
2 Teelöffel Zucker
1/2 Teelöffel Salz
1/2 Tasse Wasser

Sorgfältig waschen und schuppen wir den gespaltenen und ausgenommenen Karpfen, teilen ihn in etwa 6 Stücke, schneiden vorsichtig die Gräten aus und salzen ein wenig. In einer Pfanne erhitzen wir Schmalz und braten die Fischstücke etwa 6 Minuten auf beiden Seiten an; danach spritzen wir die Suppenwürze auf das Fischfleisch, fügen Ingwer und die geschnittenen Zwiebeln hinzu, lassen das Gericht wenige Minuten schmoren, gießen eine halbe Tasse Wasser an und geben zu guter Letzt den Zucker und Wein bei. Noch etwa 10 Minuten ziehen, aber bitte nicht kochen lassen, und mit körnig gekochtem Reis servieren.

Vignette : Renate Jessel **Habu**

Ausgelesenes

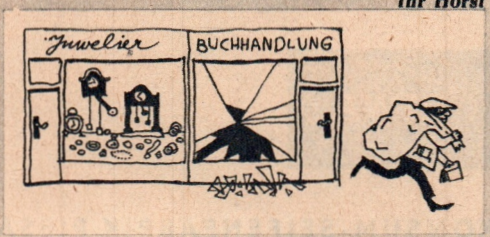
Jahrzehntealt ist der Traum der Menschheit, das Weltall zu bezwingen. Nachdem bereits unbemannte sowjetische Raketen den Mond erreichten und ihren Flug um die Sonne angetreten haben, erwarten wir jetzt voller Spannung, daß der Mensch selbst in das Universum vorstößt. *Günther Krupkat* schildert uns in seinem Zukunftsroman *„Die große Grenze“* in farbigen und fesselnden Szenen, wie dieses Ereignis vor sich gehen kann. In seinem Buch wird die nicht mehr ferne Zukunft zur mitreißend gestalteten Gegenwart.
Auf der sowjetischen Raketenstation Utro empfangen Funker den Hilferuf eines bemannten amerikanischen Raumschiffes, dem der Rückweg zur Erde abgeschnitten ist. Da steigen sowjetische Astronauten zur Bergungsaktion auf. Es gelingt ihnen nicht nur die Rettung der amerikanischen Flieger, gleichzeitig bewegen sie sich zum erstenmal frei im Weltraum ...
Ob bei der Schilderung interplanetarer oder interkontinentaler Flüge, immer vertraut man sich dem Autor willig an, weil sein Roman auf die neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse der Astronautik aufbaut.

(Verlag *Das Neue Berlin, DM 6,60*)

Von den fernen Welten nun zurück zu unserem Planeten, von Problemen der Zukunft zu Problemen unserer Zeit. Mit dem Titel *„Die Haut von Paris“* legt uns *Paul Wiens* eine neue Novelle vor. Sie ist ein kleines Meisterwerk der Erzählkunst, in dem sich die Handschrift des begabten Lyrikers nicht verleugnen läßt.
Am Nordkai der Seine-Stadt trifft die junge Packerin Josette Mermeix den algerischen Studenten Jussuf. Tage beglückender Liebe folgen ihrer ersten Begegnung, bis Jussuf überraschend ausbleibt. Nach schmerzlichem Warten sieht Josette ihn noch einmal wieder — mißhandelt von der französischen Geheimpolizei. „Du wolltest ihn sehen, du hast ihn gesehen“, sagt ein anderer Algerier eindringlich zu Josette. „Er war hier, in deiner Stadt, neben dir —“

(Aufbau-Verlag, DM 1,95)

Ihr Horst



ABGEHÖRTES

Für alle jungen Leserinnen, auf deren Wunschzettel für das neue Jahr ganz groß das Wörtchen „Liebe“ steht, singt Monika Grimm den Foxtrott *Der ideale Mann.* Sollte er nicht in jedem Falle bereits zur Hand sein: Der Name des Komponisten weist diskret auf die Jahreszeit hin, in der diesbezügliche Wünsche ganz sicher in Erfüllung gehen; es ist Siegfried Mai. Wer aber nicht so lange warten will, dreht am besten gleich einmal die Platte um und hört sich an, was das Mädchen Monika über das Thema „Erfolg in der Liebe“ noch zu sagen hat, denn: *Wer weiß es besser als ich.*

Das Schwarze Meer ist blau, erklärt Gerd Natschinski in einem Walzerlied. Wollte er damit auf ein Phänomen hinweisen oder für eine Urlaubsreise nach Warna werben? — Den Mann, dem wir das nächste Stück verdanken, kennen Sie auch, es ist Hugo Leichtsinn. Edmund Kötscher knöpfte ihn sich vor und schrieb den Marsch-Foxtrott *Paß uff — sonst sitzte druff.* Es regeln den Verkehr: das Horlan-Trio und die Stimmungskapelle Kurt Beyer.

Jetzt eine 17-cm-Langspielplatte mit Günter Hörig und seinen Tanzsinfonikern. Wir hören Aufnahmen, bei denen auch diesmal die Freunde des beliebten Dresdner Ensembles wieder voll auf ihre Kosten kommen. Drei Titel schrieb Günter Hörig selbst: *Der Musterknabe, Vindobona* und *Bassis Swing.*

Die vierte Aufnahme bringt den Dixie, der seit Jahrzehnten zum festen Repertoire aller Jazzkapellen der Welt gehört: *When the saints go marchin 'in*, dargeboten von Günter Hörigs Dixielandgruppe.

Und nun wird es klassisch. Das große Orchester des Berliner Rundfunks hat sich zurechtgesetzt, Gottfried Kassowitz hebt den Taktstock, und es erklingen die *G'schichten aus dem Wiener Wald* von Johann Strauß.

Von Wien nach Budapest. Nenne ich das Stichwort „Lakatos“, dann weiß jeder, welcher Ohrenschmaus ihn erwartet: *Ungarische Zigeunerweisen.* Aus der berühmten Primás-Familie ist es Tibor Lakatos, dessen Geige uns in dieser Aufnahme das Herz zum Schmelzen bringt. Es singt Anna Zentay.
Auch bei dieser Auswahl wünscht Ihnen viel Freude

Ihr Ludwig Platte

Vignetten: Rudolf Peschel

Einer sagt's dem andern –

wunderbar. zart

Frauen tauschen gern ihre Toilettengeheimnisse aus.
Aber es ist keines mehr, daß unsere Hamelia-Luxus
zur vollkommenen Hautpflege gehört.
Es ist eben doch schön, sich gepflegt zu wissen,
wo man geht und steht.

RIWA

KONSUM-SEIFENFABRIK RIESA

eine Seite aus Fell, die andere aus Wolle; eine sportliche Pelzmütze – der gestrickte Rand liegt fest und wärmend um den Kopf. Umgekehrt: Die dicke Wollmütze oder die Kapuze des Anoraks sind mit Pelz eingefaßt. Das ist ein kleidsamer Rahmen für schmale Gesichter. Für den runden Gesichtsschnitt sind hohe Mützen, Kappen und Hüte aus Fell zu empfehlen.

Als schmückender Kälteschutz sind die kleinen und großen Pelzkragen beliebt, die Pelzstreifen, die sogenannten Würger. Sie werden lose um den Hals geschlungen oder locker im Kleidausschnitt drapiert. Sehr nett sehen Pelzstreifen aus, die von einer schmalen Lederschleife zusammengehalten werden, oder Pelzschleifen, die mit Brosche oder Clip am Kragen, am Gürtel, an der Handtasche oder am Hut befestigt sind.

Das Schöne an dieser Mode ist, daß sie durchaus nicht kostspielig zu sein braucht. Auch hier macht nicht der Preis den Chic, sondern die Art und Weise, *wie* der Muff getragen und *wie* die Pelzkappe aufgesetzt wird.

Text und Zeichnungen: Kühn-Berger

Das Fell über die Ohren gezogen

In diesem Winter hüllt man sich nicht nur in mehr oder weniger kostbare Felle, man verarbeitet Pelze zu Kappen und Mützen, benutzt sie als Applikation an Kragen, Muff und Tasche. Auch die Hände sind in die schmeichelnde Pelzmode einbezogen. Für besonders kälteempfindliche Hände ist die kokette Muffmode wieder auferstanden. Im Material passend zu Kopfbedeckung oder Kragen, häufig mit Gestrick kombiniert und irgendwo ein Versteck fürs unentbehrliche Taschentuch – so präsentiert sich die Neuauflage dieses nahezu historischen Moderequisits. Das wirklich Neue an der diesjährigen Pelzmode ist die Verarbeitung mit gestrickten Teilen, Rändern, Kanten. Da ist ein aparter Schal —

Die Saison beginnt:

Der bekannte Skispringer Werner Lesser auf dem Weg zur Schanze

Neuentwicklung

LUXUS-RASIERCREME

MIT WIRKFAKTOR·G·

INHALT 65 g PREIS 1,60 DM

VEB DECENTA, WERK DÖBELN

Frau Parker lebt in Field Street mit ihrem Mann und vier Kindern in einem Raum

Besonders erschreckend sind die Wohnverhältnisse der Arbeiterfamilien hinter den Docks. Hier gibt es eine starke farbige Bevölkerung

viertel „sehr gute Typen" sind. Einige der „weniger Guten" sind Untervermieter der ländlichen Häuser geworden. Diese leisten aber Familien ohne Heim große Dienste. Es sind Familien, die aus anderen Stadtteilen vertrieben wurden oder denen das Leben in den neuen Vororten nicht zusagte, weil die Mieten und Fahrgelder zu hoch, die Märkte und Lokale zu weit entfernt sind. Diese armen Familien wissen, daß farbige Menschen niemals Kinder verbannen. Das schätzt man und wendet sorgsam die Augen ab von exzentrischen Totenriten in den Vorderräumen und Rauschgiftklubs in den Kellern.

Etwas aber lebt in diesem lärmenden Durcheinander, es steigt empor aus dem würgenden Slumgestank der feuchten Matratzen, dampfenden Wäsche und aufgewärmten Kartoffeln, es lebt, und man wagt kaum, es beim Namen zu nennen — aber die Liebe lebt. Nicht nur zwischen Eltern und Kindern, nein, zu allen von ihnen lebt die Liebe der uns begleitenden Sozialbearbeiterin. Sie nannte die Mütter „Herzchen" und zeigte ihnen, daß sie wußte, wie schwer es ist, mit einer einzigen Schüssel und einem einzigen Wasserkessel eine Familie sauber zu halten, wie das Kochen ordentlicher Mahlzeiten auf einem Gemeinschaftsherd oder einem offenen Kohlenfeuer mehr als menschliche Qualitäten verlangt. Sie wußte auch, daß Trunkenheit, Verbrechen, Prostitution und sehr oft Inzest darauf zurückzuführen sind, daß Familien gezwungen sind, wie das Vieh zu leben.

Liverpools Lebensbedingungen hat ein reisender Professor kürzlich als die schlimmsten von allen Industriestädten der Welt bezeichnet. Liverpool hat achtzigtausend Häuser, die zum Wohnen völlig ungeeignet sind, aber benutzt werden müssen. Von diesen Häusern werden tausend im Jahr abgerissen. Nicht eingeschlossen in das Abbruchprogramm sind Häuser, die infolge der Nachlässigkeit privater Besitzer verfallen. Hunderte auch solcher Häuser in der Zwielichtzone schreien nach dem Bulldozer. Das Öffentliche Gesundheitsamt hat in der Woche mindestens zwanzig Fälle überfälliger Reparaturen zu bearbeiten, noch öfter muß es leckende Dächer und geplatzte Rohre flicken und dafür seine Rechnungen versenden. Wie überall verhandelt es nur mit dem Agenten. Hinter diesem steht in Liverpool wie in Paddington als größter Slumbesitzer die Kirche.

Ein neues Bauprogramm sieht siebzigtausend gemeindeeigene Häuser vor, aber, wie überall, wird es durch das Finanzprogramm der Regierung verkrüppelt. Im letzten Jahr wurden nur zweitausendfünfhundert Häuser gebaut, und in diesem werden es etwa fünfhundert weniger sein.

In den schlimmsten Bezirken Liverpools versprechen riesige blaue Tory-Plakate „Mehr Heime — bessere Heime". Und daran sollen die in der Zwielichtzone brodelnden Menschenmassen glauben.

Andrey Harvey

(Aus dem Englischen von Elisabeth Schlieper)

rechten Zeit trocken war. Da hing sie, grau und schäbig, mit anderer Wäsche über dem großen Kohlenfeuer. Einen anderen Ort zum Trocknen gab es nicht. Und dort, unter den aufgehängten Hemden und Schlüpfern, in einem ausgedienten Lehnstuhl, saß der Vater. Liverpool hat jetzt noch zwölftausend Arbeitslose.

Wir gingen von Haus zu Haus, von Raum zu Raum, hielten bei der einzigen Innentoilette an und sahen zerbrochene Becken, überschwemmte Fußböden und eine verrostete Badewanne, die kein heißes Wasser seit Dekaden gesehen hatte. Man wird vor Wut so blind, daß man nicht mehr alles gewahr wird: ein Nachttopf unter dem Sofa, ein Vater, der sein schönes blondes Kind hoch auf der Schulter trägt, als wollte er es aus dem Sumpf heraushalten. Einer Mutter gab man eine Wiege, sie hat aber nicht einen Zentimeter Raum, um diese Wiege zu schaukeln. Als wir an eine Tür klopfen, erscheint ein schmuddeliges altes Gesicht, eine Hand, die ein Stück Brot umklammert. Als Zwanzigjährige entpuppt sich eine große zerzauste Frau mit Latschen an den Füßen, die uns für Feinde hält, aus Angst, wir wollten ihr die Kinder nehmen. Alle stellen sie eine Frage: Wann kommen wir hier heraus?

Viele dieser Menschen sind Iren. Ihre seit Generationen andauernde Armut hat sie hierhergetrieben. Es gibt aber auch etwa zwanzigtausend Westinder in dieser gastlichen Stadt, von denen, nach Aussagen der Behörden, drei-

Auf einem verlassenen Platz in der Nähe ihrer übervölkerten elenden Wohnungen gehen Kinder auf Abenteuer aus

Frau Margaret Rowan zeigt auf die Hinterfront des Hauses in Field Street, in dem sie lebt. Das Haus hat weder Gas noch elektrischen Strom, noch Waschküche. Im Keller befindet sich ein Kaltwasserhahn für alle Mieter

Ein Zimmer bewohnt Frau Rowan mit ihrer ans Bett gefesselten Mutter und ihren vier Kindern, von denen eins zur Schule geht. Sie hat keine Hoffnung mehr, eine bessere Unterkunft zu finden

Zwielicht in Liverpool

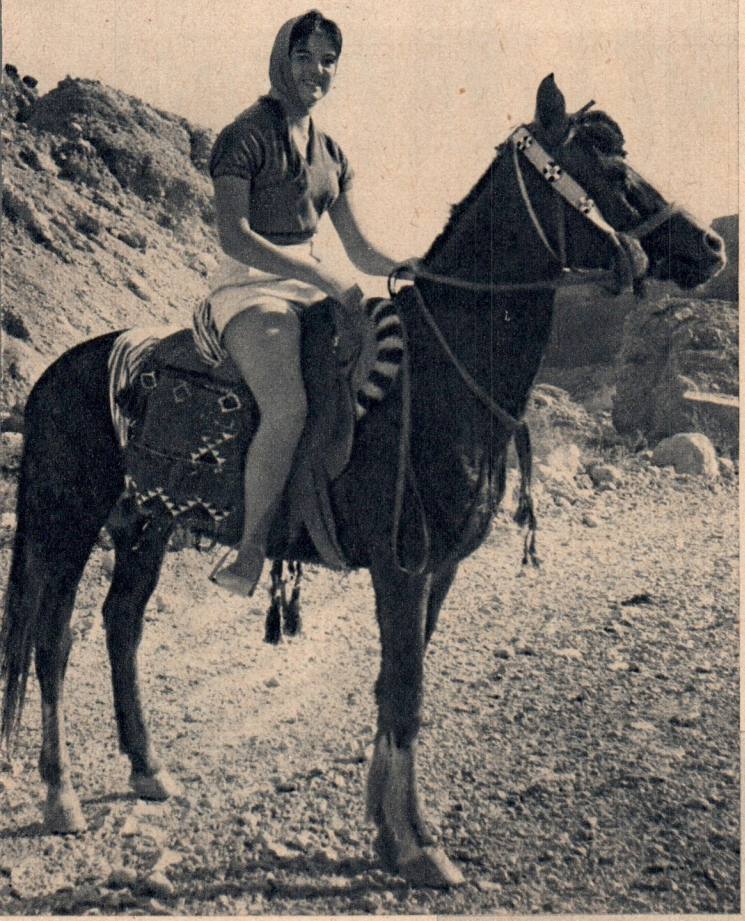
Reihenhäuser im Stadtteil Scotland Road von Liverpool

Den nachstehenden Beitrag entnahmen wir, leicht gekürzt, der liberalen englischen Zeitschrift „New Statesman". Er wirft ein schonungsloses Licht auf die skandalösen Wohnverhältnisse in Liverpool, der zweitgrößten Hafenstadt Großbritanniens, zur Zeit der Hochkonjunktur. Die hier veröffentlichten Aufnahmen machte der Fotograf Henry Grant an Ort und Stelle im Auftrag des „Magazins".

In London tobt und wütet man gegen die schlechten Wohnverhältnisse, in Liverpool wird man von ihnen erschlagen. WieWüstensand breiten sich in Liverpool armselige Arbeiterhäuser aus. Schreckliche, mißfarbene, verbrecherisch enge Steinkästen stehen Reihe um Reihe in dunklen, schmalen Straßen. Sie wuchern in dieser — wie Städteplaner sinnig sagen — Zwielichtzone von den Docks herauf bis zu den Wohnvierteln der Reichen auf der Rückseite des Adelphihotels und des großen Versicherungsgebäudes.

Hier, zwischen dem Georgian und Regency Square und den Terrassen, begleitete ich eine Sachbearbeiterin des Sozialamtes auf ihrer Runde. Keinem gelegentlichen Besucher der Stadt verraten der bröckelnde, schwärzliche Putz, die zerschlagenen Fensterscheiben, was wirklich in diesen Häusern vorgeht. Ungefähr dreizehnhundert „ländliche" Häuser, deren offizielle Bezeichnung „Logierhäuser" lautet, werden von dreißigtausend Familien bewohnt, oft eine in einem Zimmer. In einem Reihenhaus fand die Öffentliche Gesundheitsbehörde kürzlich einundzwanzig Familien mit dreiundvierzig Kindern. Aber selbst die alarmierendsten öffentlichen Zahlen sagen zuwenig aus. Aus dem hellen Sonnenschein der Straße tauchten wir in höhlenartige Gänge, stiegen Treppen mit wackelnden Geländern hoch, klopften an Türen und wurden in mit Betten verstopfte Räume eingelassen, die heute noch Wohnungen von Menschen sind.

Verpappte Fenster machten es oft schwer, jeden im Raum zu erkennen. Im Schatten von Kinderwagen verdecken sahen wir plötzlich weitere Babys auf Betten zwischen aufgehäuften Lumpen. Drei Kinder, sagte eine bläßliche Mutter, wären in der Schule, eins aber konnte nicht gehen, weil seine Jacke nicht zur



. . . und die Kamera
verbuchte,
was ich sieben
Sommer suchte!

ika

Später traf ich
sie zu Pferde,
und mit lachender
Gebärde
lockt sie meine
Fotosüchte
über wilde
Felsenschlüchte . . .

Ganz OBJEKTIV betrachte

Weiße Wäsche
weht im Winde,
und (verzeihen Sie!)
ich finde
(warum soll ich
es verhehlen?)
heiter-frohe
Parallelen
von dem Leichten
auf den Leinen
zu den schlanken
Mädchenbeinen,
die Sie an der
Mauer sehn . . .
„Bitte – bleiben
Sie mal stehn!“ . . .
. . . bis ich diese
Braungebrannte
erstmals auf die
Platte bannte.

„Griots" nennt man in Afrika die Bänkelsänger, die von Ort zu Ort ziehen und mit gestenreichem Gesang von den Ereignissen der Vergangenheit und der Gegenwart künden. Die Tradition der „griots" ist so alt wie die der Troubadoure Europas

In den Hauptstädten der Welt stehen die Menschen Schlange vor den Theatern, um Karten zu bekommen, wenn eine afrikanische Truppe auftritt. Afrikanische Schauspieler, Sänger, Musiker bringen uns ihre Kultur. Afrikas Trommeln schallen auch nach Europa; es sind die Trommeln jener Völker, die ihre Freiheit zurückeroberten. Zugleich mit der Freude über diese neue Freiheit liegt im Klang der Trommeln die Mahnung und der Kampfruf jener afrikanischen Völker, die noch nicht frei sind, der Völker von Kenya und Algerien, von Südafrika und Angola. Die Trommeln Afrikas künden, daß auch sie bald frei sein werden.

Francis Le Gallois

elzentanz des Jacuba-Stammes lfenbeinküste). Es ist ein ur- ter traditioneller Tanz, dessen eheimnis, so erzählt man, von ner einzigen Familie bewahrt rd und sich vom Vater auf den hn vererbt ● Tanz der Goli- asken (Elfenbeinküste). Dieser nz wird bei Beerdigungen ge- nzt. Die Lebenden wollen da- t den Toten zeigen, daß der nz und damit das Leben weiter- ht. Die Frauen des Stammes rfen die Männer nicht ansehen – r Maskenträger ist der Große nbekannte, der Tod

Sundiata gilt als Ahnherrin des alten Malinké-Reiches, das heute in der Mali-Republik wieder aufersteht. Die schwarzen Sänger versammeln sich und singen den Ruhm ihrer Vorfahren und ihr Vertrauen in die Zukunft ● *Tanz des Adjukro-Stammes aus der Gegend von Dabu, nahe Abidjan, der Hauptstadt der Elfenbeinküste. Die tanzenden Krieger sind schwarz und rot bemalt; die schwarze Farbe symbolisiert das Versteck, die rote den Willen zum Kampf und zum Opfer des eigenen Lebens*

ersten Ranges. Unter den Gästen befanden sich die Staatschefs fast aller jungen afrikanischen Staaten: Houphouet-Boigny, Ministerpräsident der Elfenbeinküste; Yameogo, Ministerpräsident der Republik Haute-Volta; Hamani Diori, Ministerpräsident der Niger-Republik; Maga, Ministerpräsident der Republik Dahomey, und viele andere Persönlichkeiten des schwarzen Erdteils.

Das Ensemble der Elfenbeinküste bestand aus dem Schauspielzirkel der Hauptstadt Abidjan, der Tanzgruppe von Danane und der von Man. Während die Tanzgruppen ihre jahrhundertealten traditionellen Volkstänze vorführten, spielte der Zirkel von Abidjan zwei kleine Stücke. Diese beiden Stücke wurden in französischer Sprache gespielt und nur ein kleiner Teil von „Yaounda", einer Szenenfolge aus dem dörflichen Leben, in der Baoulé-Sprache. Das hatte seinen Grund darin, daß die französischen Kolonialherren jede eigenständige Kultur unterdrückt hatten, daß in den Schulen nur Französisch gelehrt wurde, und daß sich die verschiedenen Stämme der Elfenbeinküste nur auf französisch verständigen konnten. Jetzt erst geht die Regierung der jungen Republik daran, für ihre $2^1/_2$ Millionen Einwohner eine gemeinsame afrikanische Sprache zu schaffen, die später in allen Republiken Zentralafrikas zur offiziellen Landessprache werden soll, ohne daß deshalb die Hunderte von Stammessprachen verschwinden werden.

Das Mali-Ensemble, in monatelanger Arbeit von Sonar Senghor, dem Direktor der Abteilung für Kunst und Literatur in der Regierung des jungen Staates zusammengestellt, errang mit seinen Tänzen, seinen Maskenspielen, seinen Dorfszenen einen Erfolg, der dem der Truppe von der Elfenbeinküste in nichts nachstand. Wenn man weiß, daß alle diese Künstler Laienkünstler sind, die tagsüber ihrer Arbeit nachgehen, kann man erst ermessen, wie sehr diesen Menschen Kunst und Musik am Herzen liegen.

„Der Vorhang hebt sich über Afrika", schrieb der Kritiker der französischen Kunstzeitschrift „Arts", „nicht etwa über eine Art von Export-Afrika, sondern über das lebendige Afrika, lebendig und heiß in seinem rhythmischen Elan."

Der Vorhang hebt sich über AFRIKA

Ghana: das ist für uns ein relativ neuer Begriff, der Name einer jungen afrikanischen Republik, die im Jahre 1957 entstand. Wer von uns weiß schon, daß es im 9. Jahrhundert, vor tausend Jahren, ein Ghana-Reich gab, viel größer als die heutige Republik gleichen Namens?

Mali: das, so wissen wir, ist der Name eines jungen afrikanischen Nationalstaates, erst vor kurzer Zeit aus einer französischen Kolonie hervorgegangen. Wer von uns weiß schon, daß das Malinké-Reich in der Mitte des 14. Jahrhunderts eines der größten und mächtigsten Reiche des schwarzen Erdteils war?

Gao, Timbuktu, Bamako, Dakar — Namen von Städten, die wir nur kennen, weil dort die französischen Kolonialverwaltungen ihren Sitz hatten — sind heute Hauptstädte der jungen afrikanischen Republiken. Wer von uns weiß schon, daß sie vor vielen hundert Jahren blühende Zentren afrikanischer Kultur waren, daß es dort, lange bevor die Weißen in das Land eindrangen, Universitäten gab, Theater, Stätten der Musik und des Tanzes?

So gründlich war der Einbruch der weißen Kolonialherren aus Portugal und Frankreich, Belgien und dem deutschen Kaiserreich, Holland und Großbritannien in diese afrikanischen Länder, daß sie nichts anderes mehr waren als „Gehege zur Handelsjagd auf Schwarzhäute", wie Karl Marx es ausdrückte. Solche Gehege blieben sie bis vor wenigen Jahren, bis die Befreiungsbewegung der Afrikaner so stark geworden war, daß die künstlichen, von den Eroberern gezogenen Grenzen niedergerissen wurden. Ein neuer Kontinent entstand, der in Wirklichkeit ein uralter Kontinent ist, eine der Wiegen der Weltkultur.

Was kannten wir denn schon von jener Kultur? Ein paar Masken, ein paar Höhlenzeichnungen, ein paar Schnitzereien, Schmuckstücke, Töpferarbeiten. Man nannte das „primitive Kunst".

Nun, da Afrikas Völker fast alle wieder selbständig geworden sind — so, wie sie es vor Jahrhunderten waren —, kann ihre verborgen gewesene und unterdrückte Kultur sich wieder frei entfalten. Wir entdecken plötzlich, wie groß und mannigfaltig diese Kultur ist. Und so eifersüchtig Afrikas Völker über ihr kulturelles Erbe wachen, so stolz sind sie zugleich, es als Morgengabe ihrer Unabhängigkeit den anderen Völkern der Erde zu übergeben. „Afrika bringt seine aus der Vergangenheit geschöpften Werte mit ein", sagte Sekou Touré, der Präsident Guineas, „als einen wichtigen Baustein zum Weltfrieden, zur Zusammenarbeit unter den Völkern und zum allgemeinen Fortschritt."

Großartige Beispiele dieser alten Kultur konnten wir inzwischen sehen. Das Volkskunstensemble der Republik Guinea reiste durch die Deutsche Demokratische Republik. Zwei andere Ensembles, eines von der Elfenbeinküste und eines aus der Mali-Republik, erst im Frühjahr 1960 entstanden, begeisterten das Pariser Theaterpublikum. Bis zum Winter 1959/60 hatte es in den französischen Kolonien Afrikas überhaupt kein Theater gegeben; es gab nur kleine Folkloregruppen, die verstreut waren und niemals über die Grenzen ihrer Dörfer hinauskamen. Es gab wohl die „Griots", afrikanische Troubadoure, die im Lande umherreisten, und von denen einer, Keita Fobeda, auch in Europa durch Schallplattenaufnahmen bekannt geworden war. Übrigens ist Keita Fobeda heute Minister für Kultur der Republik Guinea und weilte in dieser Funktion auch bei uns in der DDR als Gast. Der große afrikanische Dichter Leopold Senghor ist Präsident der Republik Senegal.

Das erste Auftreten der afrikanischen Ensembles in Paris wurde ein Erfolg, der den Rahmen des „Theaters der Nationen", das sie eingeladen hatte, weit sprengte: es wurde zu einem politischen Ereignis

Lovis Corinth, Modellpause, Öl, 1909 (Staatliche Kunstsammlungen Dresden)

des Schlossergesellen Stübich aus Krawinkel bei Erfurt, das abschreckt? Er wurde 1623 an einem eisernen Galgen mit dem Strang vom Leben zum Tode gebracht, weil er bei Reparaturarbeiten an den Türen im Schloß aus der Kunstkammer eine Kunstuhr und „Splitter vom Kreuze Christi" gestohlen hatte.

Ich bleibe lieber beim Betrachten durch die Scheiben, genieße die Schönheit jedes Stückes „par distance".

Was soll ich schildern? Zuerst fallen die großen Prunkstücke auf, die einen besonderen kunsthandwerklichen Wert haben. Da ist der „Hofstaat von Delhi am Geburtstag des Großmoguls Aureng Zeb", von Johann Melchior Dinglinger und seinem Bruder Georg in den Jahren 1701—1708 für August den Starken angefertigt. Nach Reisebeschreibungen und Aquarellen wurde eine bis ins kleinste Detail wirklichkeitsgetreue Schilderung einer fünftägigen Geburtstagsfeier im fernen Orient gegeben. „Das goldene Kaffeegeschirr August des Starken", wahrscheinlich „wegen seiner Liebschaft mit der verschwenderischen Fürstin Lubomirska veranlaßt", ist ebenfalls von Johann Melchior Dinglinger. Sieben Jahre arbeitete er mit 14 Gesellen an diesem Tafelaufsatz mit 45 Gefäßen. 5600 Edelsteine verarbeitete er, und noch einmal sieben Jahre wartete er auf die Bezahlung. Um einen noch größeren Wert vorzutäuschen, wurden die goldenen Tassen in der Art chinesischen Porzellans emailliert, denn im damaligen Sachsen war das Porzellan noch nicht erfunden.

Geschichtlich besonders interessant ist die Sammlung von Bergkristallgefäßen. Die meisten Stücke kamen als Geschenk von Herzog Emanuel Philibert von Savoyen an den sächsischen Kurfürsten nach Dresden. Der Vater des Herzogs hatte sein Land an Frankreich verloren, und nun buhlte man mit Hilfe dieser Bergkristallgefäße um die Hilfe und „Freundschaft" des mächtigen Sachsenkurfürsten.

Von der Trinklust am sächsischen Hofe zeugen viele Trinkpokale, Kannen und Trinkspiele, Vorläufer unserer Spielautomaten. Als Material wurden — der Mode der Zeit entsprechend — besonders gern fremdartige Muscheln, Kokosnüsse, Rhinozeroshorn, Korallen und Straußeneier verwendet.

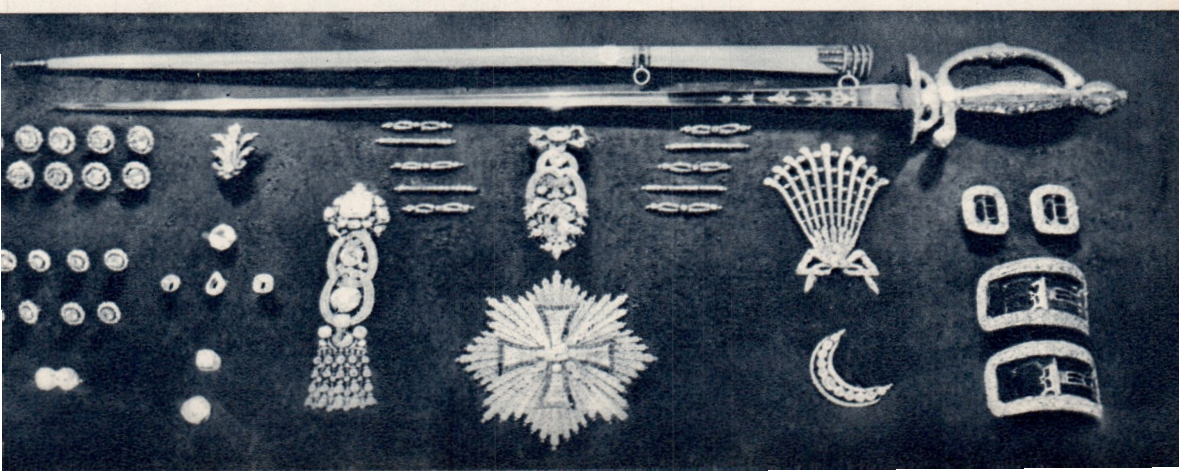
Figuren aus monströsen Perlen, Elfenbein — viele

Der Mohr mit der Smaragdstufe, von Joh. Melchior Dinglinger, 1664–1731, Dresden nach 1728

nach Entwürfen von Permoser —, Schmuck- und Schreibkästchen (darunter eine der 33 erhaltenen Arbeiten von Wenzel Jamnitzer), ein kleiner Picknickkoffer mit Bechern, Tellern und Bestecken, alles auf das kostbarste mit Perlmuttarbeiten eingelegt, mit Edelsteinen geschmückt, strahlen einen seltsamen Glanz aus. Es ist fast zuviel. Ein Besuch reicht nicht aus, um alle Schönheiten zu genießen. Ich kann nicht entscheiden, welches das schönste Stück ist. Johann Melchior Dinglinger nannte das „Bad der Diana" sein Lieblingswerk, ohne das er sich nicht porträtieren ließ. Dieses Bad erzählt auch ein Stückchen Geschichte. Es kam am „4. 12. 1705 zusammen mit anderen Pretiosen nach Hamburg und wurde gegen einiges Geld verpfändet, und erst zur Zeit der Michaelismesse 1714 kehrte es wieder zum Grünen Gewölbe zurück".

Ich werde auch wieder zurückkommen ins Grüne Gewölbe, diesmal ohne besondere Aufforderung, magisch angezogen von seiner Wunderwelt.

Renate Herbert



Das goldene Kaffeegeschirr August des Starken in Form eines Tafelaufsatzes, goldene emaillierte Gefäße, mit Diamanten und anderen Edelsteinen geschmückt, von Johann Melchior Dinglinger, Dresden, vollendet 1701

arbeiten auch Geld und Urkunden des Kurfürsten und seiner Familie aufbewahrt wurden. Aus der Kunstkammer sonderte man Anfang des 18. Jahrhunderts verschiedene Sammlungen ab. So entstand das berühmt gewordene Grüne Gewölbe. Viele Kostbarkeiten, besonders aus der kurfürstlichen Silberkammer, kamen hinzu. Goldschmiedearbeiten, Schmuckstükke und Ketten, kostbar ausgestattete Geräte und Silbergeschirr, aber auch kunstvoll verarbeitete Straußeneier, Muschelschalen, Elfenbeinarbeiten, Gefäße aus Serpentin, Bergkristall und Rhinozeroshorn wurden zu einer möglichst prunkvollen, dekorativen Ausstellung zusammengestellt. Der kunsthandwerkliche Wert des einzelnen Gegenstandes war bei diesem Aufbau wohl kaum zu bemerken.

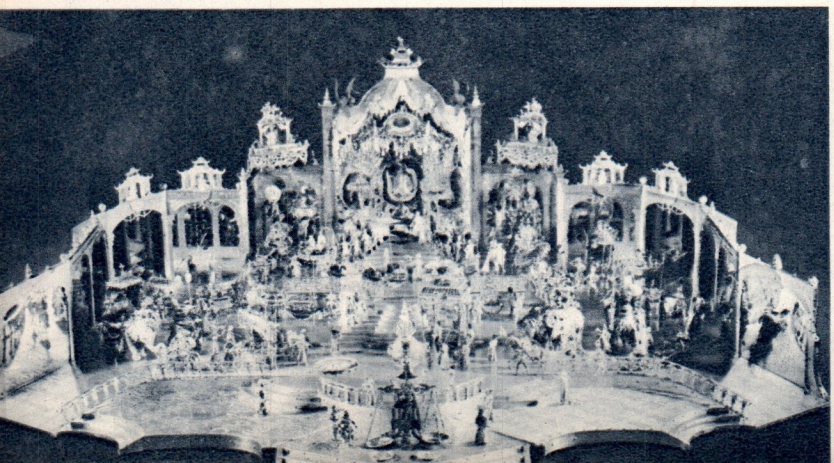
Damit weiß ich wohl genug über Herkunft, Sinn und Zusammenstellung des Grünen Gewölbes. Und mit der „geheimen Verwahrung" ist auch ein bißchen vom Geheimnisvollen dabei. Und heute?

Dresden 1960

Vierhundert Jahre sind seit Kurfürst August I. vergangen, vieles haben die Kunstschätze erlebt. Während des Hitlerkrieges wurden sie in die Kasematten III der Festung Königstein gebracht, dort von den sowjetischen Truppen sichergestellt und in der Schatzkammer des Ministeriums der Finanzen der UdSSR nach sorgfältiger Pflege und Restaurierung aufbewahrt. Gemeinsam mit den anderen Schätzen der Dresdener Kunstsammlungen kam die Sammlung des Grünen Gewölbes im Herbst 1958 in dreimal auf verschiedene Art plombierten Kisten in Stahlwaggons und unter militärischer Bewachung nach Dresden zurück.

In einem Raum des Albertinums sind die Schätze in nüchternen Vitrinen untergebracht, nach Art und Herkunft geordnet, jedes Stück kommt wirkungsvoll und seinem Wert, nicht nur dem materiellen, sondern hauptsächlich dem kunsthandwerklichen, entsprechend zur Geltung.

Welches das schönste Stück ist? Ich kann es beim besten Willen nicht sagen. Den größten materiellen Wert haben zweifellos die mit Brillanten, Perlen, Smaragden, Saphiren, Rubinen, Karneol, Topas und anderen Edelsteinen besetzten Schmuckgarnituren. Hier stauen sich auch die Besucher (in der Hauptreisezeit 2000 bis 3000 täglich) so, daß der Teppich vor den Schaukästen bereits nach einem Jahr erneuert werden mußte. Die Steine sind zauberhaft schön, ich möchte wenigstens einen von ihnen in der Hand halten. Aber, leider ... Jede Vitrine ist mit elektrischen Drähten gesichert. Einbrüche wurden nicht versucht. Ist es das Schicksal



Der Hofstaat von Delhi Brillantgarnitur, enthält u. a. eine große Achselschleife mit dem größten Brillanten der Sammlung, rechteckig: 48 4/8 Karat: eine Hutagraffe mit grünem Brillanten von 40 Karat; einen Stern des Polnischen Weißen Adlerordens und einen Degen mit brillantbesetzem (ca. 2000) Korb und Griff. Der grüne Brillant gehört zu den 12 berühmtesten Brillanten der Welt

Der Zwerg Hante, Hofzwerg August des Starken
Körper aus einem Saphir gebildet. Der bildnisgetreue Kopf ist emailliert und mit natürlichem Haar bedeckt. Die Figur ist mit Diamanten geschmückt. Auf dem Sockel liegen Spielkarten, Trinkflaschen und ein Trinkpokal. Von Ferbecq in Frankfurt a. M. oder Jean Gerardet in Berlin, Anfang 18. Jahrhundert, Höhe 9,5 cm

St. Georg im Kampf mit dem Drachen
Gold, reich emailliert, mit Diamantrosen besetzt. Der Leib des Drachens ist aus Smaragden zusammengesetzt. Von Joh. Melchior Dinglinger, Anfang 18. Jahrhundert

Bad der Diana
Chalzedonschale in goldener Fassung, Diana mit allen Attributen der Jagd. Der Schaft der Schale in Form eines emaillierten Hirschkopfes, dessen goldenes Geweih, unterstützt durch einen Baumstamm, die Schale trägt. Bei dem Kopf zwei emaillierte Hunde, die Fleischstücke verschlingen. Die Gestaltung des Schaftes bezieht sich auf die Sage des von Diana in einen Hirsch verwandelten und darauf von seinen Hunden zerrissenen Jägers Aktäon. Von Joh. Melchior Dinglinger, Dresden, vor 1705

Tanzender Harlekin mit Kelch und Flasche
Emailliertes Gold, mit Diamanten verziert, auf schwarzem Holzpostament, der Körper ist aus der größten Perle der Sammlung geformt, Anfang 18. Jahrhundert, Höhe 7 cm

Spitze Zungen

Arthur Schnitzler wurde einmal von einem jungen Mädchen gefragt: „Welche Jahre halten Sie für die gefährlichsten im Leben der Frau?“

Schmunzelnd erwiderte Schnitzler: „Alle Jahre, solange sie jung und schön ist.“

Bei einem Bankett stellte die englische Frauenrechtlerin Lady Astor die Behauptung auf, die Männer seien eitler als die Frauen. Natürlich wurde dem heftig widersprochen, und die Unterhaltung erstreckte sich bald auf das Gebiet der Mode. Da warf Lady Astor ein: „Es ist erwiesen, daß gerade die intelligentesten Männer ihrer Kleidung die wenigste Aufmerksamkeit schenken. Hier an unserer Tafel hat gerade der kultivierteste Mann eine schlecht gebundene Krawatte.“

Wie auf einen Schlag griffen ausnahmslos alle Männer nach ihrer Krawatte... Schmunzelnd meinte Lady Astor: „Nun können wir die Debatte, wer eitler ist, die Männer oder die Frauen, doch wohl beenden!“

Mitten in der Szene mußten die Aufnahmen abgebrochen werden. Die Schauspielerin hatte eine Nervenkrise und lief weinend in ihre Garderobe. Helmut Käutner, der Regisseur des Films, ging schließlich in ihre Kabine und versuchte sie zu trösten.

„Ich werde vernachlässigt“, schluchzte sie. „Wo bleiben die Nahaufnahmen von mir — wie damals, als wir den ersten Film zusammen drehten?“

„Gewiß, meine Liebe“, entgegnete Käutner ihr behutsam, „aber vergiß bitte nicht, daß ich damals gut und gerne zwanzig Jahre jünger war!“

An Kurt Tucholsky wandte sich ein Bekannter mit der Frage, welche Art Männer nach seiner Meinung entscheidend für die Entwicklung einer Frau sei. „Da gibt es nur zwei Arten von Männern“, antwortete er. „Die einen, die die Frau aufklären, und die anderen, durch die sie gescheiter wird.“

Als G. B. Shaw den letzten Akt der „Heiligen Johanna“ schrieb, suchte er inkognito ein kleines Seebad auf, um sich besser auf seine Arbeit konzentrieren zu können. Leider gelang ihm dies nur schlecht, da im Hotel die Bewohnerin des Nebenzimmers sich ziemlich geräuschvoll benahm. Shaw sann auf Rache.

Als zum Wochenende der Gatte seiner Nachbarin eintraf, ging es besonders laut und leidenschaftlich zu bis in die Nacht hinein. Da klopfte Shaw an die Wand und sagte zum Schrecken des Ehemanns laut und deutlich:

„Aber, so nehmen Sie doch bitte etwas Rücksicht! Jede Nacht dasselbe Treiben!“

Von dem greisen Arturo Toscanini wollten Verehrerinnen wissen, warum er keine Frauen in seinem Orchester habe.

„Sehen Sie“, antwortete der berühmte Dirigent, „wenn es hübsche Frauen sind, stört das meine Musiker, und wenn es häßliche Frauen sind, stört es mich!“

Der Flaschenzug

In seinem Buch „Briefperlen“ zitiert der französische Schriftsteller Jean Charles den Brief eines Bewohners der Barbados-Insel an seinen Chef:

„Als ich an dem Gebäude ankam, sah ich, daß der Wirbelsturm eine Anzahl Ziegel vom Dach getragen hatte. Ich habe deshalb einen Balken und einen Flaschenzug angebracht und damit zwei Kisten Ziegelsteine auf das Dach gehißt. Als ich den Schaden beseitigt hatte, blieb eine große Anzahl Ziegelsteine übrig. Ich zog also die leere Kiste noch einmal auf das Dach und knotete dann den Strick unten fest. Dann ging ich durch die Luke erneut auf das Dach und füllte die Kiste mit den überflüssigen Ziegeln. Als ich das getan hatte, ging ich wieder hinunter und löste den Knoten. Unglücklicherweise war aber die Kiste voller Ziegel nun schwerer als ich, und bevor ich begriff, was vorging, kam die Kiste herunter, und ich schwebte hoch. Ich klammerte mich an den Strick, aber auf halbem Weg begegnete ich der Kiste, die mir heftig an die Schulter stieß. Infolge der zunehmenden Geschwindigkeit kam ich ziemlich schnell oben an und stieß mir den Kopf mit aller Gewalt an dem Balken, während mir der Flaschenzug die Finger quetschte. Im selben Augenblick kam die Kiste unten an, aber infolge der Geschwindigkeit schlug sie so heftig auf, daß der Boden heraussprang und die Ziegel überall herumflogen. Da ich selber aber nun plötzlich wieder viel schwerer war als die nun leere Kiste, sauste ich wieder nach unten, und die leere Kiste begegnete mir unterwegs und ritzte mir das rechte Bein auf. Als ich unten ankam, fiel ich auf die Ziegelsteine und bekam durch die scharfen Kanten mehrere Schnitte. Offenbar verlor ich dadurch die Geistesgegenwart, denn ich ließ den Strick los. Die Folge davon war, daß mir die leere Kiste auf den Kopf fiel. Seitdem bin ich im Krankenhaus und erbitte deshalb einen Krankenurlaub.“ **grr**

Vignetten: Herbert Prügel

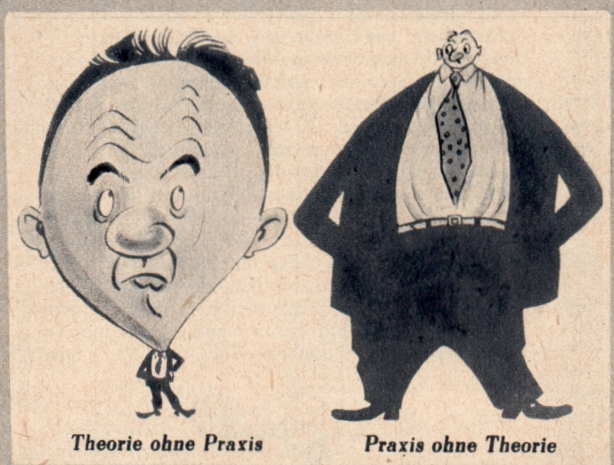
Zeichnungen von Zelir

Das will der Strauß nicht sehen

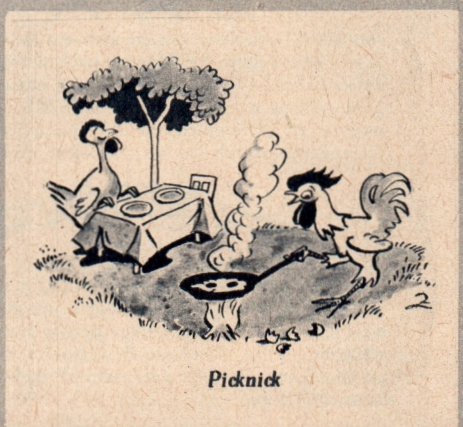
Der Komponist

nicht schwer, wenn wir auf die vor uns liegende letzte Nummer von „Hosteni" blicken. Ähnlich wie das „Krokodil" oder der „Eulenspiegel" bringt diese Zeitschrift meist großformatige farbige Zeichnungen, die durch kleinere Humorzeichnungen ergänzt werden. Daneben druckt sie ständig die ihr am besten erscheinenden Karikaturen der fortschrittlichen Welt. Und auch die textlichen Beiträge sollen sehr amüsant sein, wie uns von Kennern der albanischen Sprache versichert wurde.

Ohne Worte

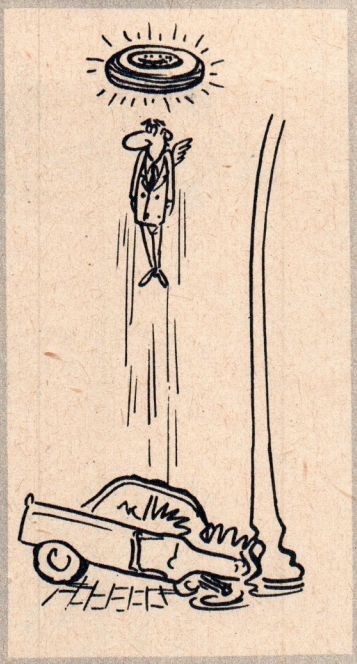


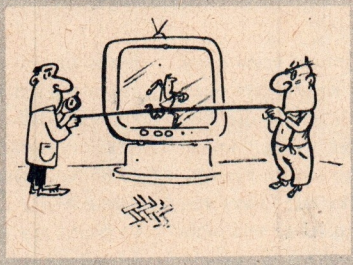
Theorie ohne Praxis *Praxis ohne Theorie*

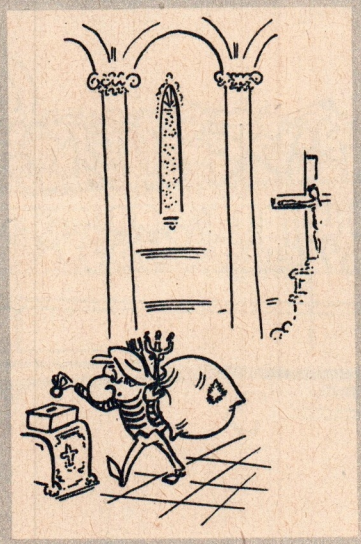


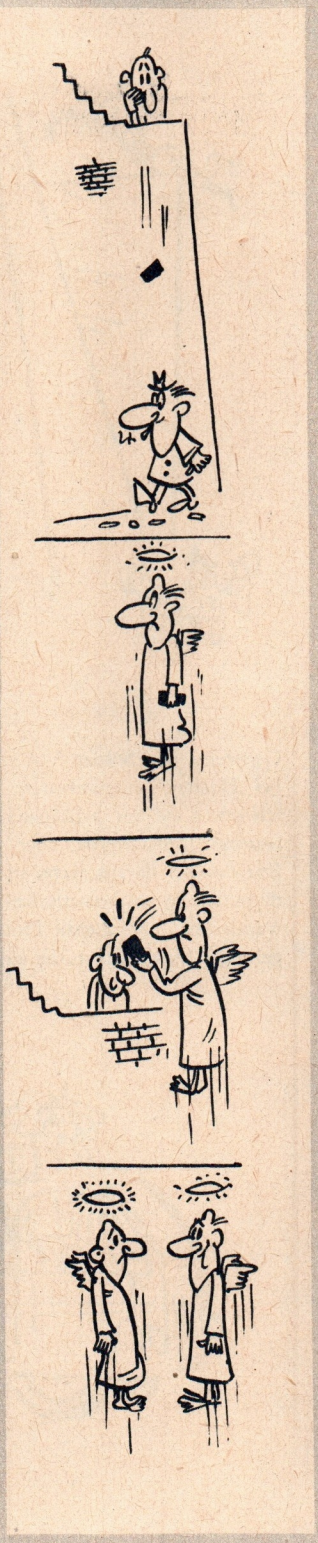
Picknick

Zeichnungen von Bar

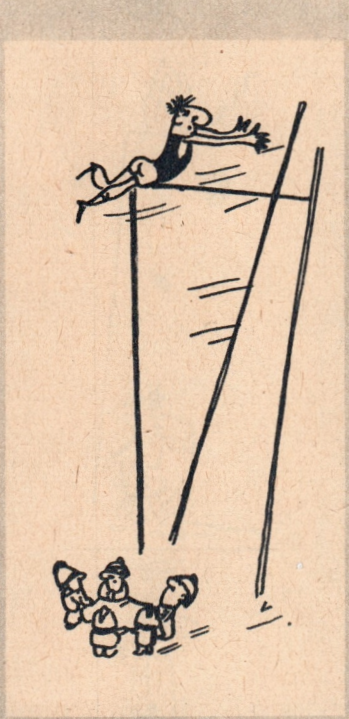


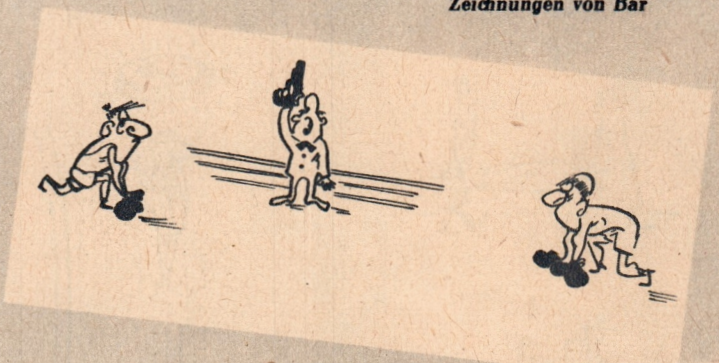


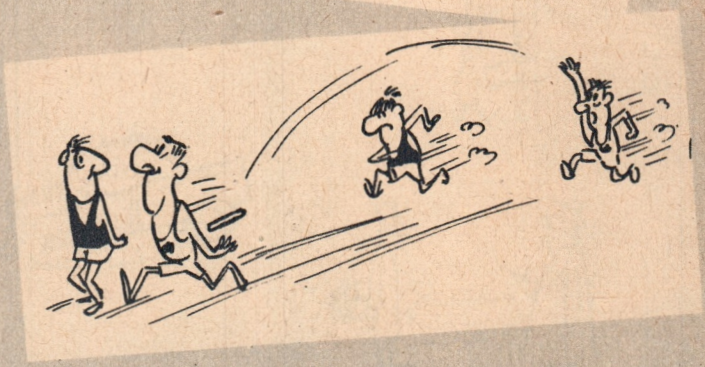




Zeichnungen von Bar

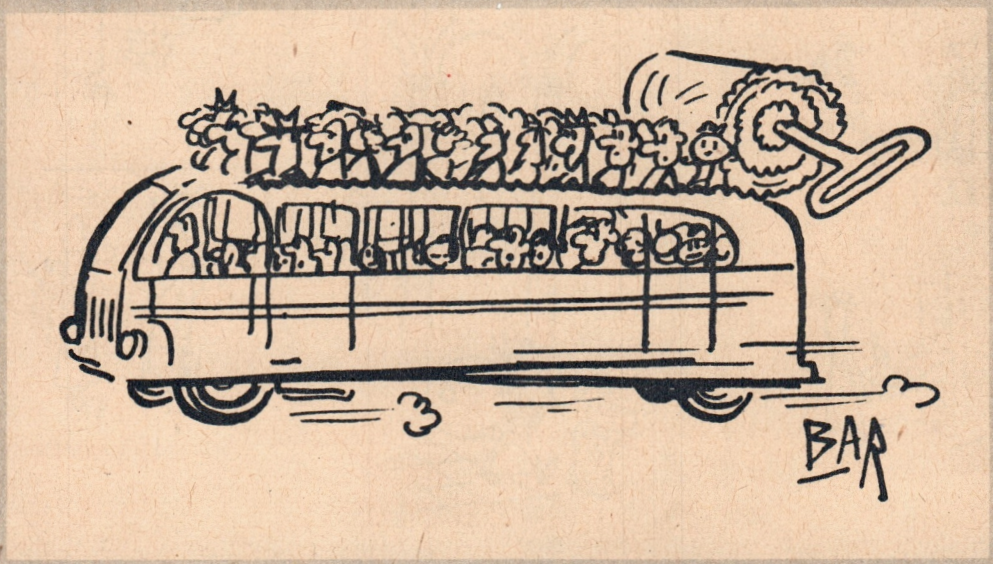






Geometer und Soldat. Vor vier Jahren begann ich, bei ‚Hosteni' mitzuarbeiten. Karikaturen zeichnete ich schon auf der Schulbank. Ich wollte die Professoren porträtieren, aber leider wurden immer Karikaturen daraus. Jetzt studiere ich im Fernstudium an der mathematischen Falkultät. Etwas verwunderlich oder nicht? Trotzdem ist es mir nicht gelungen, den Karikaturen eine feste mathematische Form zu geben. Einem Kaderleiter, der die Biographie lesen wird, kann sie so unscheinbar vorkommen, daß er mich nicht einmal einstellen würde. Aber es hat mich viel Mühe gekostet, all diese Worte zu finden, denn die Karikatur hat mich gelehrt... ‚Ohne Worte' zu sprechen!"

Es bleibt nur die Aufgabe, mit ein paar passenden Schlußworten ihre Berichte abzurunden. Das fällt



Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift

Bardhyl Fico

Zef Bumci

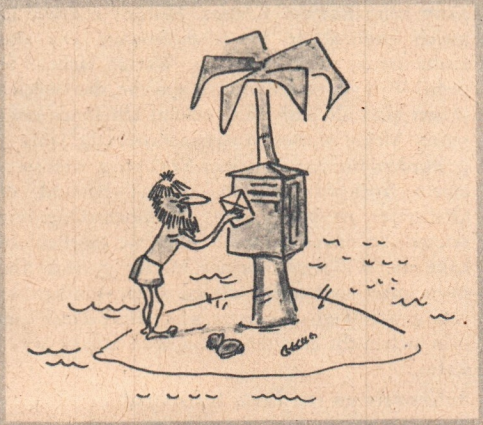
2+1 =Hosteni

Zwei Zeichner und ein Redakteur machen in Tirana, der albanischen Hauptstadt, die vierzehntägig erscheinende satirische Zeitschrift „Hosteni"* — eine in buntem Offsetverfahren gedruckte zwölfseitige Zeitschrift im Eulenspiegelformat. Chefredakteur Alqui Kristo ist ein in Albanien wohlbekannter Shakespeareübersetzer. Wer die beiden Zeichner sind, sollen sie selber erzählen:

Zefir, der in Wirklichkeit Zef Bumci heißt, schreibt: „Als Student galt ich nur im Gespräch mit meinen Freunden als Humorist oder wenn ich mich mit Mädchen und Frauen unterhielt. Weshalb ich den Einfall hatte, Jura zu studieren, weiß ich nicht mehr. Ich ging nach Mailand, um Rechtsanwalt zu werden. Durch das Studium der Rechtswissenschaft entdeckte ich die Wahrheit über die faschistische ‚Gerechtigkeit' und begann, den Faschismus zu karikieren. Deshalb war ich noch lange kein Karikaturist. Ich wurde mit dem ‚Hosteni' geboren, und der ‚Hosteni' wurde mit unserer Republik geboren. Jetzt bin ich als Karikaturist also sechzehn Jahre alt, so alt wie der ‚Hosteni' und unsre Volksrepublik."

Bar, Bardhyl Fico, erzählt: „Mit 18 Jahren habe ich die Mittelschule beendet. Von dieser Zeit an war ich

* Der „Hosteni" ist ein Stock der albanischen Hirten mit scharfer Spitze



Künstlerin in „Sulamith" von Emil Schönaich-Carolath, Kammerspiele, Berlin 1910

das Blumenbinden. Und als ich später ins Gefängnis kam, hätten sie mich am liebsten abgeschrieben."

„Wann war denn das?"

„Während des ersten Weltkrieges. Ich hatte mich bisher nie um Politik gekümmert, aber die Sinnlosigkeit und Scheußlichkeit des Völkermordens rüttelte mich auf. Meine Rezitationsabende wurden Anklagen gegen den Krieg. Dramen von Carl Hauptmann und Stefan Zweig trug ich vor. Aber das genügte mir nicht. Ich wurde Sekretärin des ‚Bundes neues Vaterland', des Verbandes der Kriegsgegner. Arthur Holitscher und Maximilian Harden gehörten ihm an. Im Januar 1918, nach dem Generalstreik, wurden wir besonders aktiv. Ich wurde mit einer Anzahl anderer verhaftet. Der Prozeß war vor dem Reichsgericht angesetzt. Die Revolution 1918 befreite uns aus der Haft. Ich war im Gefängnis sehr krank geworden und konnte mich nur schwer erholen. Aber im Januar 1919, als die Reaktion aufs neue ihr Haupt erhob, sollte ich auf Veranlassung von Noske erneut verhaftet werden. Ich wurde rechtzeitig gewarnt und konnte nach München fliehen. Ernst Toller war ein guter Bekannter von mir. In München blieb ich mehrere Jahre. Ich war Kritikerin an der ‚Neuen Zeitung', Mitbegründerin der ‚Freien Bühne' und rezitierte viel: Erich Mühsams Gedichte und aus Tollers ‚Schwalbenbuch', das er während seiner Haft geschrieben hatte.

Als ich Mitte der zwanziger Jahre nach Berlin zurückkehrte, hatte ich mir noch einen neuen Beruf zugelegt. Kunstgewerbe. Ich fertigte Holzperlenketten an, die damals sehr modern waren. Später wurde ich Sekretärin des ‚Friedensbundes für Mütter und Erzieherinnen'. Noch 1933 hielt ich in dieser Eigenschaft ein Referat, das sich gegen Hitler, den Kriegstreiber, richtete. Nach dem Reichstagsbrand mußte ich emigrieren. Ich ging nach Prag. Ich war damals sechzig Jahre alt und hatte ein Leben hinter mir, das nicht ganz einfach gewesen war. Aber ich sagte mir: Der Krieg wird von Brandstiftern organisiert, nun ist es an uns, auch den Frieden richtig zu organisieren. Ich verfaßte eine Denkschrift, die ich dem damaligen tschechischen Außenminister überreichte. Beim Einmarsch der Nazis gelang es mir, nach England zu fliehen. Auch dort widmete ich mich der Arbeit für den Frieden, weil ich erkannte, wie wichtig das war. Mein Vorschlag war unter anderem, eine Friedensakademie zu gründen.

1946, mit zweiundsiebzig Jahren, kehrte ich nach Deutschland zurück. Manche werden gedacht haben, was will eine alte Frau in dieser Trümmerwüste, wo sie hungern und frieren muß? Aber hier warteten so viele Aufgaben auf mich, daß ich gar keine Zeit hatte, an mein Alter zu denken. Die habe ich übrigens auch heute nicht. Aber ich bin glücklich, daß das, von dem ich immer geträumt habe, verwirklicht wurde. Die Friedensbewegung wächst und gedeiht, und ich bin stolz auf meine Silber- und Goldmedaillen, die mir vom Friedensrat verliehen wurden.

Aber jetzt muß ich Sie leider verabschieden. Ich muß zum Kulturbund und heute abend zum Filmaktiv beim Rat des Kreises. Morgen rezitiere ich gleich zweimal. In Feierabendheimen. Die alten Leute freuen sich immer so. Warum lächeln Sie denn? Weil ich von Menschen spreche, die vielleicht jünger sind als ich? Dazu möchte ich Ihnen etwas sagen. Meine Mutter ist siebenundachtzig Jahre alt geworden. Sie starb an einer Erkältung, weil sie an einem frostigen Wintertag darauf bestand, die Ofensetzer zu beobachten, die einen Ofen umsetzten. So etwas hatte sie noch nie gesehen. Ich habe die Wißbegier meiner Mutter geerbt. Aber mich interessiert nicht, wie ein Ofen, sondern wie eine ganze Welt umgesetzt wird. Und dabei kann man sich nicht erkälten, dabei wird einem wohlig warm."

Aufgeschrieben von Berta Waterstradt

manchem jungen Menschen Ehre gemacht. Bevor ich unser Gespräch beginnen konnte, überschüttete sie mich mit Fragen:

„Als was wollen Sie mich interviewen? Als Schauspielerin, als Rezitatorin? Als altgediente Friedenstaube? Bitte schön, Sie können von allem haben."

„Mich interessiert Ihre Lebensgeschichte."

„Soll ich etwa mit meinem Geburtsjahr 1874 anfangen? So viel Zeit habe ich nicht, heute nachmittag muß ich zu einer wichtigen Sitzung. Aber bitte, lassen Sie es sich doch schmecken, alles selbst gekocht. Gelernt ist gelernt. Meine Eltern hatten ein kleines Hotel in einem ostdeutschen Städtchen. Dort lebte ich das Leben einer Haustochter. Sie können es sich nicht vorstellen, wie eng das Leben eines Bürgermädchens um die Jahrhundertwende war. Sie war an das Haus gefesselt, bis ein Mann kam, der sie heiratete. Und ich sehnte mich doch so nach der Weite der großen Welt. Da verlobte ich mich mit unserem Koch."

„Aus Liebe?"

„Nein, um fortzukommen. Der Koch wußte Bescheid und lachte sich ins Fäustchen. Und die Eltern waren über meine ‚Mesalliance' so entsetzt, daß sie mich fortschickten. Nach Berlin. Mit einem bescheidenen Monatswechsel; mein Ziel war erreicht."

Privatfoto aus dem Jahre 1925

Ausdrucksstudi

„Sie hätten aber auch den Koch entlassen können."

„Da brauchte ich keine Angst zu haben, er war ein Meister seines Fachs. Von ihm hätten sie sich niemals getrennt. Ja, ich ging also nach Berlin und nahm Schauspielunterricht, acht Wochen lang. Dann ließ ich mich von Max Reinhardt prüfen und wurde sofort engagiert."

„Ging das damals so schnell?"

„Nicht immer, aber ich galt als sehr begabt. Ja, und dann bekam ich einen Vierjahresvertrag, den hätten Sie sehen sollen. Das erste Jahr überhaupt nichts, aber vom zweiten Jahr ab 300,— Mk. monatlich. Das galt damals als sehr gute Gage, aber ich bekam nichts davon zu sehen. Nach einem Jahr wurde ich kontraktbrüchig."

„Weshalb denn? Bekamen Sie keine Rollen?"

„Ganz im Gegenteil. Ich bekam sehr gute Rollen. Als Hypolita im ‚Sommernachtstraum' hatte ich sogar so großen Erfolg, daß ich von Reinhardt ein persönliches Dankschreiben und 200,— Mk. erhielt. Aber die Luft im Theater behagte mir nicht. Es gab zu viele Intrigen. Ich hatte ziemlich schnell Karriere gemacht und deshalb viele Neider. Ich lebte in einer Wolke von Mißgunst und Mißtrauen, und das konnte ich nicht aushalten. Ich ging vom Theater fort und begann eigene Rezitationsabende. Später unterrichtete ich an einer Schauspielschule. Es war nicht immer einfach, vor dem ersten Weltkrieg hatte es eine Frau schwer, sich durchzusetzen, aber es war tausendmal besser als das Leben einer Haustochter."

„Und mit Ihrer Familie hatten Sie sich wieder ausgesöhnt?"

„Nicht ganz. Schauspielerin war fast so schlimm wie die Braut eines Kochs zu sein. Und meine Schwester Franziska, die inzwischen ein elegantes Blumengeschäft eröffnet hatte, schämte sich meiner, weil sie so feudale Kundschaft hatte. Sie war Hoflieferantin, bei ihr lernte sogar die Kronprinzessin

Elsbeth Bruck an ihrem 85. Geburtstag im Jahre 1959

Als ich mich mit dem Koch verlobte...

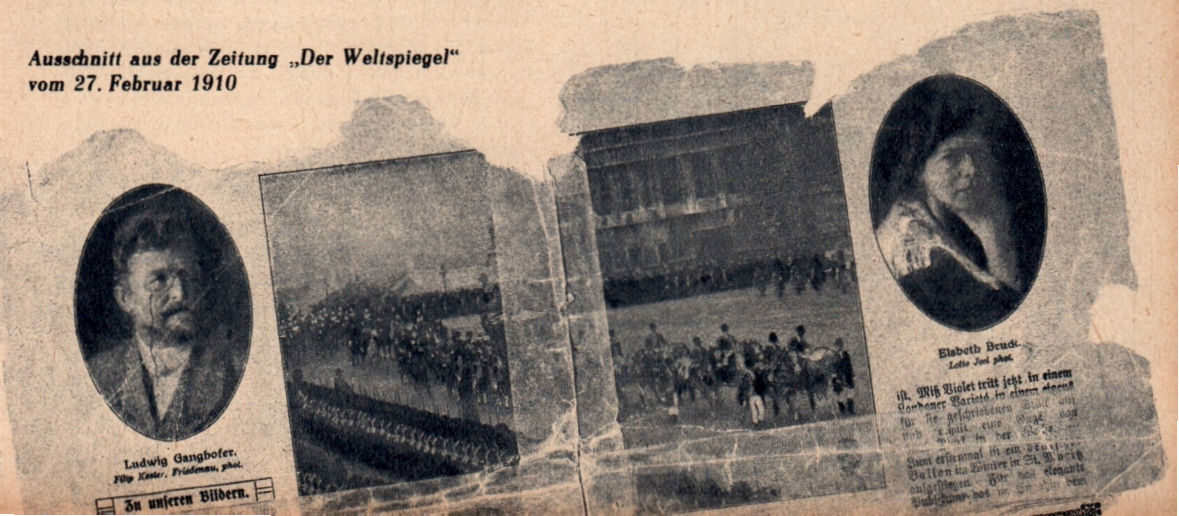
Die Schauspielerin Elsbeth Bruck erzählt aus ihrem Leben

Die Bekanntschaft mit Elsbeth Bruck verdanke ich einer illustrierten Zeitung aus dem Jahre 1910, die mir zufällig in die Hände fiel. Da prangte neben dem Bild des Schriftstellers Ludwig Ganghofer und dem Porträt Edward VII., König von England, der in einem Galawagen, gezogen von acht cremefarbenen Rossen, zum Parlament fuhr, um seine Thronrede zu halten, auch ein Foto von Elsbeth Bruck, die als Rezitatorin bei einer Matinee in den Kammerspielen ungewöhnlichen Erfolg hatte.

Der Name Elsbeth Bruck kam mir bekannt vor. Gab es bei uns nicht eine Vortragskünstlerin gleichen Namens? Ich meldete mich bei ihr telefonisch. Ihre Stimme klang jung und liebenswürdig. Leider litt Frau Bruck an der Krankheit aller Berliner, dem chronischen Zeitmangel. Sie lud mich zum Mittagessen ein, die einzige Zeit, in der sie regelmäßig zu Hause war. Vormittags und abends war sie fast immer unterwegs. Ich war überzeugt, daß ich mit der Enkeltochter, der sie Namen und Talent vererbte, gesprochen hatte. Denn die Elsbeth Bruck von einst mußte heute mindestens siebzig sein, ein Alter, in dem man es gewöhnlich nicht mehr so eilig hat.

Ich hatte mich gleich zweimal geirrt. Die Frau mit den schlohweißen Haaren und den jungen Augen, die mich in ihrem gemütlichen Heim empfing, war die Elsbeth Bruck von damals, und sie war nicht mehr siebzig, sondern sechsundachtzig Jahre alt. Aber ihr Humor und ihre Beweglichkeit hätten

Ausschnitt aus der Zeitung „Der Weltspiegel" vom 27. Februar 1910



Florian und Florentine

(Copyright by Cosmopress)

haben möchte. Ich habe noch mit keiner Frau als Chef schlechte Erfahrungen gemacht — (ich hatte nämlich noch keine Frau als Chef). Bisher ist mir kein Grund bekannt geworden, der theoretisch dagegen spricht, daß Frauen gute Chefs sein können."

Und da die Frauen gern das letzte Wort haben, geben wir es der Chefin des „Magazins", *Hilde Eisler:* „Wir haben in ein Wespennest getreten. Daß ich mich nicht getäuscht habe, geht aus den vielen leidenschaftlich ablehnenden Stimmen, besonders der Frauen selbst, hervor. Das mit der Gleichberechtigung der Frau ist ja ganz schön und gut — auf dem Papier. Oder besser gesagt, wenn sie sich in gewissen Maßen hält und nicht bis in die geheiligten Gefilde des Chefzimmers vordringt. Da werden dann schwere Geschütze aufgefahren: Die Frau ist launisch, unsachlich, begünstigt die Cliquenwirtschaft, kann sich nicht beherrschen und ähnliches. Alles Eigenschaften, die ein Mann als Chef natürlich nie hat. Die Männer sind sowieso von ihrer Herrlichkeit überzeugt, und die Frauen sind leicht geneigt, den Männern ihre menschlichen Schwächen großzügig nachzusehen und ihre mütterlichen Instinkte walten zu lassen.

Eine Frau muß schon tüchtig sein, um neben dem Mann ihren Mann zu stehen und als Chef anerkannt zu werden. Oder wie es neulich ein Schriftsteller in einem anderen Zusammenhang formulierte: Eine Frau muß zumindest hervorragend sein, damit sie die Männer für gut halten. Und weil sie sich dessen immer bewußt ist, verlangt sie in ihrem Beruf von sich das Äußerste und muß es auch von ihren Mitarbeitern verlangen. Was für diese nicht immer bequem ist. Dabei muß sie natürlich aufpassen, daß sie nicht hart wird und ihr weiblicher Charme auf der Strecke bleibt. Ich selbst habe öfter weibliche Vorgesetzte gehabt. Im großen und ganzen war die Atmosphäre immer angenehm, sachlich und freundlich. Und ich fand, daß Chefinnen den Sorgen und Problemen ihrer Mitarbeiter mehr Herz und Verständnis entgegenbringen und eher geneigt sind, mal ein Auge zuzudrücken als Chefs.

Und nun bin ich seit einigen Jahren Chefredakteurin und habe also Gelegenheit, die Sache von der anderen Seite des Schreibtischs aus zu betrachten. Dabei drängt sich mir nach der Frage: Möchten Sie eine Frau zum Chef?, die ich mit Ja beantworte (was bleibt mir schon anderes übrig!), die Frage auf: Möchten Sie Chefin sein? Was heißen soll: Es ist nicht immer leicht, alles, was man theoretisch weiß und für gut und richtig erkannt hat, auch täglich zu praktizieren zur vollsten Zufriedenheit des ganzen Kollektivs. Ob Mann oder Frau, Chef oder Chefin, was einer kann und leistet, darauf kommt es letzten Endes allein an. Und im übrigen wird man sich schon damit abfinden müssen, daß immer mehr Frauen arbeiten, sich beruflich entwickeln und in leitende Positionen aufrücken, wobei ihnen unsere Regierung jede Hilfe, Förderung und Unterstützung angedeihen läßt. In den Frauen steckt noch ein immenses Reservoir an Talent und Fähigkeiten, die wir für den Aufbau des Sozialismus brauchen.

Mir persönlich ist eine Frau lieber, die sich nicht schon deshalb für klüger hält, weil sie eine Frau ist, als ein Dutzend Männer, die sich deshalb für klüger halten, weil sie keine Frauen sind."

sammlung." Und selbst Goethe sagt in Hermann und Dorothea: „Dienen lerne beizeiten das Weib, je nach seiner Bestimmung."

Wir alle, Jungen oder Mädchen, haben das in den verschiedensten Formen eingebleut bekommen. Schon dem kleinsten Jungen wird gesagt: „Du wirst doch nicht weinen wie ein Mädchen." Das heißt, du bist doch etwas Besseres, du kannst dich beherrschen. Du bist von Natur aus der Herrscher. Und diese Erziehung formt den Charakter, die Mentalität, und sie sitzt noch manchmal tief in uns — in uns allen, ob uns das bewußt ist oder nicht.

Dann gibt es auch noch durchaus Unterschiede in der Verhaltensweise von Mann und Frau. Wir sprechen vom Durchschnitt. Frauen sind von Natur aus stärker Gefühlsregungen unterworfen, weil sie die kommende Generation gebären, weil sie sie zu schützen haben. Sie sehen schneller Gefahren und sind vorsichtiger. Sie leiden auch an größeren körperlichen Schmerzen, sie sind größeren Gefühlsschwankungen unterlegen, und das wird oft als Laune empfunden.

Der Weltrekord im 100-m-Lauf für Männer liegt bei 10,0 Sekunden; die schnellste Frau schaffte die gleiche Strecke in 11,3 Sekunden. Aber das heißt nicht, daß Armin Hary intelligenter ist als Wilma Rudolph. Und dann noch eins: Der Chef, ob Mann oder Frau, ist in unseren Betrieben nicht alleiniger Herr im Haus, er soll der erste im Leitungskollektiv sein. Die Einfühlungsgabe und die Vorsicht einer klugen Frau werden in jedem Leitungskollektiv eines großen Betriebes oder einer Verwaltung unentbehrlich sein.

Hören wir eine sehr maßgebende Frau, den Minister der Justiz, Dr. *Hilde Benjamin:*

„Diese Frage sollte eigentlich im Jahre 1960 in der Deutschen Demokratischen Republik auf Unverständnis stoßen. Meine Meinung dazu aus der Perspektive des Chefs, der ich zwar nicht immer war, aber ziemlich lange bin: Ich versuche, die männlichen Mitarbeiter meines Ministeriums immer so ernst zu nehmen, wie ich es von den Männern im allgemeinen den Frauen gegenüber erwarten möchte. Ich wünsche mir mehr Frauen — ‚künftige Chefs' — als Mitarbeiterinnen in leitenden Funktionen. Schließlich noch einen Rat an meine Kolleginnen: Sie sollten sich bemühen, so schwer man uns das manchmal auch macht, auch als ‚Chef' Frau zu bleiben. Diese beiden Eigenschaften stehen sich nicht gegenüber, sondern sie harmonieren sehr."

Und Frau Professor *Helene Weigel*, Schauspielerin und Intendantin des Berliner Ensembles: „Ich wage nicht, diese Frage an mich selber zu stellen, und ich bin nur neugierig, was meine Mitarbeiter antworten werden. Ich komme mir eigentlich recht angenehm vor, aber ob ich es von einer anderen Frau als Chefin sagen würde, weiß ich nicht."

Wir haben auch einen Schauspieler aus dem Berliner Ensemble, Herrn *Fritz Hollenbeck*, 31, gefragt.

Er bejahte die Frau als Chef aus einem sehr egoistischen Grund: „Man kann als Mann mehr erreichen, weil eine Frau mehr Verständnis für menschliche Schwächen hat."

Frau Professor Dr. *Rita Schober* von der Humboldt-Universität in Berlin, erklärt: „Eine Frau als Chef? Warum eigentlich nicht? Ich habe damit jedenfalls die besten Erfahrungen gemacht. Nicht nur die besten, sondern auch die menschlich bewegendsten. Das war in Halle 1949. Ich war damals der erste Prorektor für Studenten, und zuständig für mich war Frau Borschjewskaja von der damaligen Sowjetischen Militäradministration. Ich habe eigentlich nie mehr einen Menschen kennengelernt, der mich so geduldig, gütig, verständnisvoll und menschlich beraten hätte. Und ich selbst? Da fragen Sie wohl besser meine Kollegen."

Ihr Kollege, Herr Dr. phil. *Johannes Klare*, 30, stellvertretender Institutsdirektor des Romanischen Instituts, sagt: „Grundsätzlich ja. Ich habe eine Chefin. Autorität, charmant umhüllt, wirkt eindrucksvoller, sofern die hart erkämpfte Gleichberechtigung des Mannes gesichert bleibt."

Herr *Erwin K.*, ein verheirateter 40jähriger Klempner aus Berlin, ist auch dieser Meinung: „Wenn sie chic und gepflegt ist und dann noch was kann, immer! Schade, daß es noch keine Frauen als PGH-Vorsitzende gibt. Ich würde sofort eintreten und den zweiten machen."

Beenden wir diese Umfrage mit den Meinungen charmanter Männer. Herr *Wolfgang Weiß*, 50, verheiratet, Jurist, Berlin, sagt: „Bisher kenne ich viel mehr Männer als Frauen, die ich nicht zum Chef

auch, daß sie besser mit ihnen als mit Frauen auskommt.

Fräulein *Karola K.*, 22, Berlin, die als Schneiderin tätig ist, hat ähnliche Ansichten wie Fräulein Helga. Sie arbeitete einmal in einer privaten Schneiderei mit acht Mädchen zusammen: „Da habe ich wegen der Meisterin aufgehört. Sie hat mit vier Näherinnen eine Clique gebildet, mit denen beriet sie sich, mit denen machte sie Kaffeestunden. Das wurde uns eines Tages zu bunt, und seitdem arbeiten wir in einem volkseigenen Betrieb und fühlen uns sehr wohl." Merkwürdig, Fräulein Karola K. scheint sich jetzt aber doch an eine gute Meisterin zu erinnern, denn sie fährt fort: „Es ist doch ganz egal, ob Mann oder Frau einen Betrieb leitet. Letzten Endes kommt es darauf an, wer mehr kann."

Mit Frauen ist es leichter, behaupten wieder andere Befragte. Der Grafiker *Horst W.*, 33, verheiratet, Berlin, schwärmt sogar für weibliche Chefs: „Vorgesetzte Männer sehen die Arbeit und selten den Menschen. Frauen sind da ganz anders. Sie verstehen es, wenn man mal zu spät kommt und einfach sagt, ich habe gestern abend mit meiner Frau Krach gehabt. Wir haben die ganze Nacht diskutiert. Eine Frau wird dann beide Augen zudrücken und sagen, na gut, aber nie wieder."

Fräulein *Ingeburg Sch.*, 29, ledig, Sekretärin, Berlin, äußert sich in ähnlichem Sinne: „Ich habe schon einige Chefs als Betriebsleiter miterlebt, und seit einiger Zeit haben wir eine Betriebsleiterin. Das ist viel idealer. Sie kann sich mehr in die Frauengemüter hineinversetzen als ein Mann — sie ist einfach prima. Sie strahlt eine ungeheure Sicherheit aus wegen ihrer beruflichen Erfahrung. Sie versteht es, die Menschen anzuleiten, macht ihnen Mut, spornt sie an, interessiert sich auch für die privaten Dinge, findet tröstende Worte, ist gleichbleibend kollegial. Darüber hinaus ist sie eine attraktive Erscheinung, adrett und vorbildlich gekleidet."

Wir haben auch einige Leute aus anderen Ländern befragt und auch da ganz unterschiedliche Ansichten gehört. Frau *Nona T.*, 28, Gartenbauarchitektin aus Sofia, Bulgarien, meint: „Wenn der Chef ein guter, kluger Mensch ist, wenn Herz und Seele hübsch, ich will sagen sauber, sind, dann habe ich nichts gegen eine Chefin. In Bulgarien gibt es viele solcher Frauen. Zum Beispiel unser früherer Postminister. Heute ist sie Mitglied des Zentralkomitees unserer Partei. Sie hat viele Jahre im Gefängnis gesessen, hat dort ein Kind zur Welt gebracht, Not und Elend kennengelernt. Sie ist eine natürliche und herzliche Frau. Alle kennen sie in Bulgarien und lieben sie." Ganz anderer Meinung ist Frau *Mabel H.*, 36, Opernsängerin aus New York, USA: „Ich bin der Ansicht, daß Frauen anderen Frauen gegenüber nicht ganz objektiv sein können. Eine Frau ist grundsätzlich eine alleinstehende Tigerin und ist nicht — wie ein Mann — gewöhnt, sich in Rudeln zu verhalten. Ein Mann ist viel eher fähig, sich anzupassen. Eine Frau als Chefin wäre für meinen Geschmack rein theoretisch (aber auch praktisch, denn ich habe das schon erprobt) zu neunzig Prozent unmöglich. Es gibt immer Ausnahmen. Außerdem, eine Frau kann sich einem Manne unterordnen, aber niemals einer anderen Frau."

Herr *Erich G.*, 56, verheirateter Oberförster aus Löbau, verwahrt sich gegen eine Verallgemeinerung und beurteilt die Frage von seinem Berufsstandpunkt aus: „Als Betriebsleiter wünsche ich mir in unserem Beruf einen Mann. Männer sind objektiver, sind mutiger, unter Männern kann man öfter mal ein hartes Wort riskieren. Eine Frau ist den Strapazen nicht gewachsen. Wir hatten mal eine Oberförsterin. Sie übernahm ein Revier, aber die Waldarbeiter bekamen bald die Oberhand."

Herr *Günter K.*, 40, ein verheirateter Tischler aus Berlin, fürchtet die Launen einer Frau, wenn sie Chef ist: „Ich müßte ja nicht nur die Launen meiner Frau ertragen, sondern auch die meiner Chefin. Das hielte ich nicht aus und würde sofort kündigen."

Und die verheiratete Sachbearbeiterin, Frau *Gerda R.*, 24, Berlin, gibt selbstkritisch zu: „Die Launen einer Frau verstehe ich doch zu sehr, und darum: Nein."

Machen wir eine kleine Pause in unserer Umfrage. Es scheint doch wirklich nicht so einfach zu sein. Die Frage ist nicht damit beantwortet, die Frauen seien ja schließlich gleichberechtigt.

Die Zeiten des Matriarchats, des Mutterrechts, der Vorherrschaft der Frau, sind in der Geschichte der Menschheit schon lange vorbei, schon lange vergessen. „Die Frau sei dem Manne untertan", heißt es in der Bibel. Und der Apostel Paulus schrieb es an die Korinther: „Das Weib schweige in der Ver-

Rudolf Hirsch

Möchten Sie eine Frau zum Chef?

Die Chefredakteurin des „Magazins", Frau Hilde Eisler, beauftragte mich, diese Umfrage zu schreiben. Sie gab mir die notwendigen Lehren mit auf den Weg und sagte:

„Als wir in der Redaktion diese Umfrage beschlossen, war mir klar, daß wir in ein Wespennest treten."

„Wieso?" fragte ich Frau Eisler, „für die Wespen ist es doch ganz natürlich, daß sie eine Frau zum Chef haben."

*

Herr *Herbert R.*, 36, ein verheirateter Abteilungsleiter aus Berlin, scheint die Wespen und ihre Königin sehr zu fürchten. Er meint zu der Frage: Möchten Sie eine Frau zum Chef? „Ich kenne Chefinnen, die sind die reinsten Lustmörder, sie morden die Arbeitslust." Ich glaube nicht, daß Herr Herbert eine Drohne ist, aber er hat Angst, und in dieser Angst findet er auch noch Zustimmung.

Herr *Willi H.*, 46, verheiratet, Verlagsangestellter, Berlin, sagt: „Ich hasse Weiber in leitenden Positionen, die kriegen immer gleich einen Vogel." Aber Herr Willi ist vorsichtig, drum fährt er fort: „Wobei ich unsere Verlagsleiterin ausnehme." Ich finde, die Bezeichnung Weiber klingt in unseren Tagen nicht gerade freundlich und respektvoll. Bedenklich, daß dieser Herr etwas mit Literatur zu tun hat! Er ist zwar nicht im Deutschen Modeinstitut angestellt, aber er scheint ein ähnlicher Zeitgenosse zu sein wie der Kollege, von dem Frau *Elli Schmidt*, Leiterin des Deutschen Modeinstitutes, berichtet:

„Ganz leicht ist es nicht immer, Chefin zu sein. Doch jeder ist seines Glückes Schmied — und ich kann mich in meiner langjährigen Tätigkeit als Chefin nicht beklagen. Ich hatte einmal mit einem Mitarbeiter telefonisch etwas zu besprechen. Da kam als Antwort vom anderen Ende: ‚Na, Mächen wat willst' de?' Diese Situation sofort erfassend, fragte ich mit humorvoller Stimme: ‚Sind für Sie außer dem Direktor auch alle anderen Kolleginnen Mächens?' Bei der nächsten Zusammenkunft mit ihm erwähnte ich mit keinem Wort diesen Zwischenfall, bemerkte aber mit Vergnügen, daß er wie ein Primaner rot wurde. Mit dem richtigen Wort am richtigen Platz genießt man unbedingt volle Autorität, vor allen Dingen, wenn dazu kommt, daß man seine Arbeit beherrscht und dabei seinen Humor nicht eingebüßt hat."

Herr *Klaus R.*, 28, verheiratet, Einrichter, Neubrandenburg, hinwiederum behauptet mit absoluter Gewißheit: „Was kann denn schon eine Frau? Vielleicht stricken, aber die großen Modekünstler sind immer Männer gewesen. Vielleicht kochen, aber die großen Köche sind immer Männer gewesen. Vielleicht kann sie aber auch noch ganz etwas anderes, aber sicher nichts, was nicht ein Mann noch viel besser kann."

Und sein Kollege *Fred D.*, 34, verheiratet, Dresden, meint: „Ich habe zu Hause eine Frau, die mir durchaus manchmal klügere Dinge sagt, als ich mir selber erdenke. Aber mit Frauen als Vorgesetzte habe ich elend bittere Erfahrungen. Wir hatten eine Betriebsleiterin, die machte ausgesprochene Freundschaftspolitik. Sie hatte ihre bestimmten Lieblinge, auf die ließ sie nichts kommen. Wir ließen uns das nicht gefallen, und heute steht unserem Betrieb wieder ein Mann vor."

Aber es gibt auch Frauen, und nicht wenige, die lieber einen Mann zum Chef haben und ihrem eigenen Geschlecht gegenüber sehr mißtrauisch sind.

Frau *Inge F.*, 32, verheiratet, Dekorateurin, Berlin, findet, daß Männer objektiver sind. „Frauen lassen sich viel mehr vom Gefühl leiten. Und die Klatschsucht der Frau ist ja auch berühmt. Wir waren mal eine reine Frauenabteilung, da hat es viel Krach gegeben. Jetzt ist der Abteilungsleiter ein Mann und sein Stellvertreter eine Frau. Das ist ein gesunder Ausgleich."

Fräulein *Helga G.*, 23, Berlin, hat als Fernmeldemonteur sehr viel mit Männern zu tun und glaubt

„Ach, der Roman!“ — seufzt Mutti.

„Das ist nicht so einfach! Es hat sich noch nicht richtig gesetzt. Vieles ist noch nicht ausgegoren. Einiges muß noch ersonnen werden ... Und dann habe ich außer dem Roman noch genug andere Einfälle!“

„Ja, welche Einfälle hast du denn noch?“ fragt Papi. Mutti seufzt wieder.

„Ach, es ist noch zu früh, darüber zu sprechen!“

Da mußte ich heimlich lachen, denn mir sind Muttis Einfälle und Pläne nur zu gut bekannt. Sie hat ein Wollkleid mit Stickerei im Plan, einen Morgenrock aus chinesischer Seide und ganz außergewöhnliche Sandaletten mit Eiszapfen-Absätzen ...

Wenn ihr Papi mit seinen Fragen zu sehr zusetzt, dann ärgert sich Mutti!

„Ich möchte mal sehen, wie du an meiner Stelle zurechtkommen würdest! Was kann ich schon bei all meiner Arbeit tun, wenn ich in der Woche einen einzigen schöpferischen Tag bekomme?!“

„Du mußt eben den Dienst aufgeben und nur schreiben“, sagt Papi, „ich zweifle nicht daran, daß du Erfolg haben wirst, deinen Roman wird man in einer Massenauflage herausbringen.“

„Ach, bis die eine Massenauflage herausbringen, kann man vor Ungeduld sterben. In den Verlagen sitzen doch solche Bürokraten! Und wovon wollten wir auch leben? Wieviel verdienst du schon? Das reicht für drei Personen nicht hin und nicht her.“

„Für drei Personen reicht es vollauf“, sagt Papi. „Aber für vier oder fünf Personen würde es wahrscheinlich nicht ausreichen.“

„Was schwätzt du denn für einen Unsinn?“ bemerkt Mutti zornig. „Wer soll denn bei uns der vierte oder der fünfte sein?“

„ZUM und GUM!“ gibt Papi zur Antwort.

Es ist sehr häßlich, wenn sich die Eltern streiten, um so mehr, wenn die Kinder dabei sind. Und bei uns verläuft selten ein schöpferischer Tag ohne Familienkrach. Mutti sagt, ein Ingenieur menschlicher Seelen, wie man hierzulande die Schriftsteller nennt, hat es eben nicht leicht, mit einem gewöhnlichen Ingenieur friedlich zusammenzuleben ...

Und plötzlich geschah in unserer Familie einfach etwas Wunderbares! Papi bekam eine große Zulage. Er hat etwas in seiner Betriebsabteilung verbessert und ist dafür belohnt worden.

Jetzt hat Mutti ihren Dienst in der Redaktion quittiert und geht nur noch ihrer schöpferischen Tätigkeit nach. Den ganzen Tag sitzen wir über neuen Mustern, und jeden Tag kommt die Inspiration zu uns.

Ich sage zu Mutti:

„Haben wir jetzt nicht genug Geld, um ein bißchen Tinte zu kaufen?“ Aber Mutti antwortet: „Wozu denn? Die macht doch nur Flecke, wenn sie umkippt!“

(Aus dem Russischen)

Den ganzen Tag sitzen wir über neuen Mustern, und jeden Tag kommt die Inspiration zu uns

bis zum Ladenschluß doch nicht alles ansehen und nicht alles anprobieren.

Wenn die Geschäfte geschlossen werden, fällt Mutti plötzlich ein, daß wir noch nichts zum Essen gekauft haben. Sie wird ganz aufgeregt, weil sie Papi versprochen hatte, ein Mittagessen zu Hause zu bereiten. Sind wir im Stadtkaufhaus, so laufen wir nach unten in die Lebensmittelabteilung, sind wir im Zentralkaufhaus, dann müssen wir in das Lebensmittelgeschäft in der Petrowka eilen. Meistens kauft Mutti „Hauswurst" ein. Wenn diese Wurst aber gerade ausverkauft ist, dann nimmt Mutti etwas anderes: sibirische Pelmeni, Moskauer Koteletts, Sardellen oder Bratwürstchen.

Wenn wir daheim angelangt sind, gehen wir sofort in die Küche. Mutti zündet alle Gasflammen an, und wir beginnen zu kochen und zu braten. Irgend etwas läuft dabei immer über oder brennt an, dann breitet sich der Dunst in der ganzen Wohnung aus, und wir können hören, wie unsere rechten und linken Nachbarn in ihren Zimmern sagen: „Die Sonzews haben wieder einmal ihren schöpferischen Tag!"

Irgendwie gelingt es uns, bis zu Papis Ankunft das Mittagessen fertigzumachen, deshalb hat es Papi auch sehr gern, wenn wir den schöpferischen Tag haben. Mutti ist ganz rot, wenn sie Papi empfängt, und ihre Hände sind naß, so daß man sie nicht küssen kann, und Papi küßt Muttis rote Wangen und sagt: „Herrlich! Du blühst ja, daß man vor Neid erblassen könnte! Wahrscheinlich war dein schöpferischer Tag erfolgreich wie noch nie. Kann man dir zu deinem schöpferischen Erfolg gratulieren?"

„Nicht ganz", lächelt Mutti bescheiden, „mit großen schöpferischen Taten kann ich nicht aufwarten. Ich war im Geschäft, da ist mir der ganze Tag wie eine einzige Minute vorgekommen!"

„Im Geschäft?" fragt Papi. „Du meinst in deinem Betrieb?"

Da sieht man mal wieder, wie wenig Papi vom Leben versteht: Sogar ich weiß, daß das Geschäft eben ZUM und GUM ist und nicht der Betrieb!

„Ach!" — ruft plötzlich Mutti aus und läuft in die Küche, wo der letzte Rest der Koteletts in der Pfanne zerbrutzelt ...

Wir setzen uns an den Tisch, und Papi lobt alles der Reihe nach: die Pelmeni, die Würstchen und sogar die Koteletts, die ganz schwarz sind und auf den Zähnen knirschen, als ob man Kohle im Mund hätte.

„Es müßte mehr solcher schöpferischen Tage geben!" — sagt er. „Wie kommst du nur zurecht? Du warst im Geschäft und hast doch das Mittagessen rechtzeitig fertiggebracht! Du bist ein Prachtkerl, Mutti!"

Und Mutti seufzt:

„Ach, du machst immer Spaß! Aber wenn man es recht überlegt, dann ist solch ein schöpferischer Tag einmal wöchentlich rein gar nichts! Was kann man schon an einem Tag machen? Nichts! Da hilft auch die beste Inspiration nichts."

Über die Inspiration will ich noch extra etwas erzählen. Lange Zeit habe ich nicht einmal gewußt, was das ist. Nur gehört habe ich davon, daß sie auf die schöpferische Persönlichkeit zukommt und sie erleuchtet. Aber wie sie ausschaut, das wußte ich nicht. Einmal aber konnte ich sie selbst mit meinen eigenen Augen sehen.

An einem schöpferischen Tag sind wir weder in das Zentral- noch in das Stadtkaufhaus gegangen, weil die Hausschneiderin gekommen war, Natascha Sergejewna. Mutti besprach mit ihr ein neues Kleid, und Natascha Sergejewna beschrieb ihr eine ganz neue Mode. Sie redete ununterbrochen, bis Mutti erfreut ausrief:

„Natascha! Sie sind meine Inspiration!"

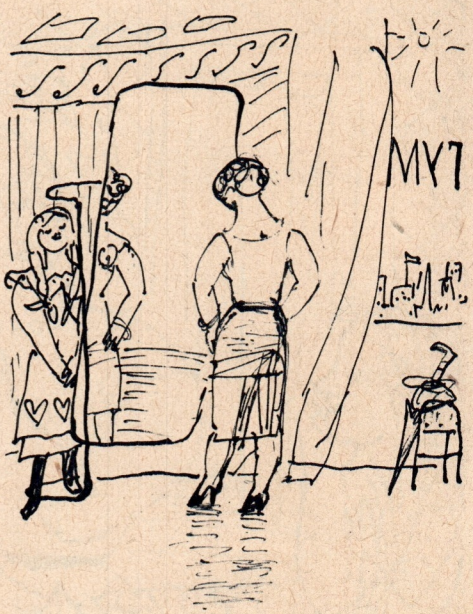
So habe ich erfahren, daß die Schneiderin die Inspiration ist ...

Jetzt muß ich aber meine Erzählung über diesen schöpferischen Tag schön der Reihe nach fortsetzen.

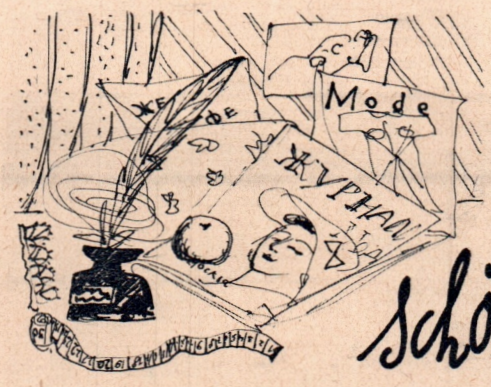
Beim Mittagessen fragte Papi:

„Wie steht es eigentlich mit deinem Roman?"

Denn er weiß, daß Mutti einen Roman schreibt. Auch ich weiß es, und alle Bekannten wissen es. Aber noch niemand hat gesehen, wie Mutti den Roman schreibt, und ich kann mir gar nicht erklären, wie Mutti ihn schreiben will, gibt es doch bei uns im ganzen Haus nicht einmal Tinte. Alle Tintengläser sind ausgetrocknet und voll Staub.



Ich passe aber auf, wie Mutti die Kleider stehen, wie sie sitzen und ob sie hübsch darin aussieht



Muttis schöpferischer Freitag

Von Georgi Trawin • Illustrationen: Dieter Goltzsche

Ich gehe ins neunte Lebensjahr und zeige bereits Ansätze zu einer schöpferischen Persönlichkeit. Dies sagt meine Mutti, die selbst eine schöpferische Persönlichkeit ist.

Mutti arbeitet in einer Redaktion. Sie macht Bücher. Aber wie sie die Bücher macht, das weiß ich nicht. Sehr gut weiß ich aber, wie Mutti Fleischklößchen macht: Sie dreht das Fleisch durch den Fleischwolf und gibt Semmelbrösel, Zwiebel, Salz und Pfeffer nach Geschmack bei. Und wie die Fleischklößchen dann in der Pfanne gebraten werden, das habe ich selbst gesehen.

Aber von den Büchern, die Mutti in der Redaktion macht — was sie dort durch den Fleischwolf dreht, was sie beigibt und nach wessen Geschmack sie sich dabei richtet —, davon weiß ich rein gar nichts. In die Küche läßt mich Mutti hinein, aber in die Redaktion hat sie mich noch kein einziges Mal mitgenommen.

Papi geht um sieben Uhr morgens zur Arbeit, Mutti aber erst um zwölf, denn Papi ist ein gewöhnlicher Ingenieur, Mutti aber eine außergewöhnliche schöpferische Persönlichkeit. Papi muß jeden Tag in seinen Betrieb, Mutti aber nur zweimal wöchentlich in die Redaktion, weil sie am Freitag ihren schöpferischen Tag hat.

Ich finde es wundervoll, wenn Mutti ihren schöpferischen Tag hat. An diesem Tag haben wir allerlei schöpferische Einfälle.

Mutti liegt dann bis zwölf Uhr im Bett, plötzlich springt sie auf und hat es schrecklich eilig, als fürchte sie, ihr Zug würde ihr vor der Nase wegfahren. Sie zieht sich so rasch an, daß ich kaum nachkomme, ihr die Strümpfe, die Sicherheits-, Steck- und Haarnadeln zu suchen. Dann frühstücken wir und begeben uns eiligst in das Zentral- oder in das Stadtkaufhaus, ZUM und GUM genannt.

Zur Öffnung des Geschäfts kommen wir jedesmal zu spät; wie schade, denn gerade da werden neue Waren geliefert. So habe ich also noch nie gesehen, wie das geschieht. Aber Mutti läßt sich nicht so leicht aus der Fassung bringen, sie tröstet sich: „Macht nichts, vielleicht kommen gegen Abend noch einmal neue Lieferungen."

Dann beginnen wir unseren Bummel durch die Geschäftsetagen. Das finde ich aber wenig lustig, denn wirklich schöne Sachen gibt es nur in einer Abteilung, in der sogenannten Kinderwelt. Aber da kommen wir nicht sobald hin. Dort gibt es herrliche Puppen und Geschirr, Kleider, Möbel, kurz alles, was so eine Puppe für ein ordentliches Menschenleben braucht.

Sobald wir das Geschäftshaus betreten, hält Mama Ausschau, wo es ein Gedränge oder eine Schlange gibt. Eilig stellen wir uns am Ende der Schlange an, und Mutti fragt: „Was gibt es hier?" Wenn es nichts Besonderes gibt, laufen wir zu einer anderen Schlange hinüber. Wo aber keine Schlange steht, da macht es auch keinen Spaß, einzukaufen, weil in der Schlange immer Geschichten erzählt werden. Und wenn auch bloß fünf oder sechs Tanten dastehen, so ist es doch schon besser als überhaupt keine Schlange. Meine Mutti hat ein weites Gesichtsfeld. Das heißt, daß sie sich sowohl für Strümpfe als auch für Hüte, Schuhe, Kleider und Schmuck interessiert. Die Kleider müssen wir selbstverständlich erst anprobieren. Das heißt, Mutti probiert an. Ich bin noch zu klein dazu. Dafür passe ich aber auf, wie Mutti die Kleider stehen, wie sie sitzen und ob sie hübsch darin aussieht. Das ist eine äußerst schwierige Frage, da gehen die Auffassungen stark auseinander. Denn ein Kleid kann weder gehen noch stehen oder sitzen, denn ein Kleid ist doch kein Mensch. Man streift es einfach über den Kopf, dann ist es angezogen. Wie soll es aber zum Gesicht stehen, wenn es doch auf dem Körper sitzt?

Wenn Mutti alle Neuheiten anprobiert hat, sagt sie zur Verkäuferin: „Ich danke Ihnen, Teuerste. Ich muß mir die Sache noch überlegen." Dann gehen wir in eine andere Abteilung.

ZUM und GUM haben den ganzen Tag auf, ohne Mittagspause. Auch wir machen keine Mittagspause. Den ganzen Tag drängen wir uns von Abteilung zu Abteilung, essen im Gehen Eis, können uns aber

Die berühmte Pariser Marktfrau

sagt, daß sie nicht arbeiten, weil sie weder in die Fabrik noch ins Büro gehen und nichts machen, nur den Haushalt: einkaufen, kochen, waschen, bügeln, für die Familie nähen, flicken und tausend andere Berufe ausüben, die aus dem einfachen Grund nicht zählen und in keiner Statistik erscheinen, weil sie nicht entlohnt werden.

Der Markt ist am Ende der Straße. Die einen gehen hin zu dieser Stunde, die anderen kommen von dort zurück, beladen mit Körben, Netzen, den Kinderwagen schiebend. Viele sehen erschöpft aus wie Madame Rollo, und sie sind aus demselben Grunde müde und sorgenvoll: Die Preise klettern weiter, Einkaufen ist ein wahres Problem. Viele kennen sich, denn Paris ist eine Ansammlung von Dörfern, und sie wohnen immer im selben Dorf. Sie sagen Guten Tag oder bleiben beieinander stehen, um Neuigkeiten auszutauschen. Wenn man ihnen zuhören würde, könnte man viel über ihr Leben und das Leben im allgemeinen erfahren. Aber ihre Stimmen dringen nicht bis zu mir, ich muß mich damit bescheiden, sie zu beobachten, diese Pariserinnen.

Sie sind weit davon entfernt, dem Bild zu entsprechen, das sich so viele Ausländer von ihnen machen, wenn auch ihren Augen nicht der Glanz und ihren Zügen nicht die Lebhaftigkeit fehlt. Die jüngsten sind oft hübsch, die anderen sind es manchmal gewesen. Mir scheinen sie untereinander verschiedener und ungleicher als die Londonerinnen oder Berlinerinnen, vielleicht, weil ich sie besser kenne. Was sie gemeinsam haben, auch die frivolsten und dümmsten unter ihnen, ist ein gewisser Schatz an Lebensklugheit, einer sozusagen kollektiven Lebensklugheit, die aus Erinnerungen und Erfahrungen entstanden ist und von der Mutter an die Tochter weitergegeben wird. Jene, die im Augenblick unter meinen Augen vorbeigehen, sind die Mütter. Die Töchter sind woanders: Sekretärinnen und Stenotypistinnen, Verkäuferinnen und Laborantinnen, Serviererinnen und Näherinnen. Andere, weniger zahlreiche, studieren. Unter ihnen fände man zweifellos leichter den Typ der Pariserin, wie die Konvention ihn will. Aber die Ähnlichkeit wäre nur eine scheinbare. Ja, alle, oder fast alle bemühen sich, so gut angezogen zu sein, wie es ihnen möglich ist. Sie kennen die Liebe, die Hoffnung, die Enttäuschung, das Unglück, das Glück. Aber wie könnten sie nur Mannequins und Amüsierpuppen sein, wenn sie arbeiten müssen, um zu existieren, und die meisten so wenig verdienen, daß es nicht reichen würde, wenn sie nicht mit ihren Familien lebten? In Frankreich ist die Frau bei gleicher Arbeit immer schlechter entlohnt als der Mann.

Wenn ich in einer eleganteren Gegend wohnte, würde ich zweifellos eher Gelegenheit haben, mehr Frauen auf der Straße zu begegnen, die der Legende von der Pariserin gleichen. Aber die Reichen sind niemals typisch für Paris gewesen. Meine Straße, die im Herzen der alten Stadt liegt und von einfachen Leuten, einigen Intellektuellen, Künstlern, Kaufleuten und nicht wenigen Studenten bewohnt wird, ist tausendmal mehr Paris als die unpersönlichen Wege der schönen Viertel. Die echten Pariserinnen, das sind meine Nachbarinnen.

Sie gehen immer noch unter meinem Fenster vorbei, die blonde Joysane, Tochter eines Kochs, die mit zweiundzwanzig Jahren drei Kinder und tausend Sorgen hat; Christiane, eine junge Portierfrau, mollig und lächelnd, deren Mann seine Lungen in einem Sanatorium ausheilt; Marguerite, die in einer Buchhandlung beschäftigt ist und, wenn sie hätte weiterstudieren können, heute Schriftstellerin wäre; andere: jung und alt, braun und blond, hübsch und häßlich, traurig und fröhlich, wie in allen Städten und doch verschieden, weil das Licht, das ihnen leuchtet, verschieden ist und die Luft, die sie atmen, — weil ihrer Stadt keine andere Stadt in der Welt gleicht.

(Aus dem Französischen von Elisabeth Schlieper)

kleines Mansardenzimmer in meinem Haus. Ich weiß auch, warum sie ein leeres Holzkistchen in der Hand trägt. Es ist das Geschenk eines Kaufmanns. Sie wird es mit einem Beil zerspalten und ihren Ofen damit füttern. Ich weiß, wie Madame Dupont sich Wärme schafft, aber ich weiß nicht, wie sie es macht, um sich Essen zu verschaffen. Einmal hat sie mir ihr Jungmädchenbild von vor 1914 gezeigt. Sie war schön, von einer Schönheit, die der gleicht, wie man sie sich bei einer Pariserin vorstellt.
Da ist eine andere. Sie könnte die Enkelin von Madame Dupont sein: Zwanzig Jahre, Stupsnase, roter Pferdeschwanz, Sommersprossen. Unter Röhrenhosen zeichnen sich etwas kurze Beine ab, ein Anorak, und unter dem Arm die Büchertasche. Eine Studentin ohne Zweifel. Geschäftig geht sie vorbei, wirft einen Blick auf die Auslage eines Modewarengeschäftes und setzt ihren Weg fort.

Alte Dame in Paris

Tägliche Wäsche

Jetzt ist es wieder eine Bekannte. Madame Rollo ist klein, hat eine kreidige Gesichtsfarbe und zieht sich immer schwarz an. Ihr Mann ist Aufseher in einem Warenhaus. Sein Lohn reicht knapp zum Leben, und wenn ihre Gesundheit es erlaubt, geht Madame Rollo als Aufwartefrau arbeiten. Das Leben hat sie bitter gemacht und gelehrt, für die Zukunft zu fürchten, statt zu hoffen. Sie hat wieder lächeln gelernt, als ihr Sohn Jeannot aus Algerien zurückkam, wo er zweieinhalb Jahre beim Militär war. Nun aber drückt der Mühlstein der Existenzsorgen sie von neuem, sie lächelt nicht mehr.
Ich sollte das Fenster schließen und an die Arbeit zurückkehren, aber das Schauspiel auf der Straße fasziniert mich. Zu dieser Stunde sind die meisten Männer zur Arbeit, die meisten Kinder in der Schule. Die Straße gehört den Hausfrauen, von denen man

Nachmittag in einem Pariser Park

Vladimir Pozner

Die Pariserin

Die jüngsten sind oft hübsch

Das Auge lebhaft, die Züge geistvoll, die Gelenke fein, die Hand klein, der Fuß beflügelt, nicht hübsch, viel mehr als hübsch, das ist die Pariserin, wie man ihr in der Vorstellung von Ausländern, besonders jenen, die niemals in Frankreich waren, auch in gewissen Erzählungen Maupassants, in gewissen Operetten Offenbachs und sogar, ausnahmsweise, in Paris begegnet.

Persönlich habe ich drei oder vier Pariserinnen gekannt, von denen keine in Paris geboren, eine immerhin dort aufgewachsen und die pariserischste unter ihnen eine Wienerin war. Das macht nun dem liebenswürdigen Mythos, der da will, daß alle Frauen der französischen Hauptstadt gut angezogen und nur an der Liebe interessiert seien, das Leben schwer. Aber ihm nicht allein. In Frankreich gehen über die deutschen Frauen zwei oder drei Meinungen um, die ihrerseits ebenfalls nicht genau der Wirklichkeit entsprechen. Alles das versteht sich von selbst. Schwieriger ist es zu versuchen, die Pariserin so zu zeigen, wie sie wirklich ist. Und je mehr ich mich darum bemühe, desto weniger sehe ich klar, denn es würde zu nichts führen, sich einfach auf den entgegengesetzten Standpunkt zu begeben und zum Beispiel zu behaupten, daß die Pariserinnen schlecht angezogen sind und die Männer fliehen. Nur sind es nicht ihre Kleider noch ihre Haltung gegenüber dem männlichen Geschlecht, die sie charakterisieren. Das einfachste wäre, das Schreiben zu unterbrechen, mich an mein Fenster zu setzen und sie auf der Straße beim Vorübergehen zu beobachten — die Pariserinnen.

Da ist eine. Sie ist fein, zerbrechlich, und ihr Gang ist behutsam. Ihre Augen sind überraschend lebhaft geblieben, ihr Haar aber ist ganz weiß. Ich kenne sie. Sie heißt Madame Dupont, und sie bewohnt ein

JEWGENI JEWTUSCHENKO

Mit mir ist folgendes geschehen...

Mit mir ist folgendes geschehen:
mein alter Freund läßt sich nicht sehen,
dagegen kommt – ja wer denn, wer? –
nicht, die ich möchte, kommen her.
Auch er
geht irgendwo
mit andern
und weiß, wie lose dieses Wandern
und qualvoll für uns beide ist
und unerklärlich dieser Zwist.

Mit mir ist folgendes geschehen:
nicht, die ich möchte, kommt mich sehen,
legt mir den Arm um Hals und Haupt,
bis sie der andern mich geraubt.
Und diese –
sagt, um Gottes willen:
wo kommen ihre Arme hin?!
Sie wird ihr Herz mit Diebstahl stillen,
da ihr auch ich gestohlen bin.
Doch rächt sie sich nicht gleich nach Schema:
sie lebt vielmehr mit sich im Streit
und späht fast unbewußt nach jemand,
der jetzt noch in der Ferne weilt ...
Ach, wieviel dieser unbrauchbaren,
unwahren Treffen
sind und waren!
Wozu so teuflisch sich zerquälen?
Nie mehr
gescheh,
was da geschah:
das Nahsein der sich fremden Seelen,
das Fremdsein derer, die sich nah!

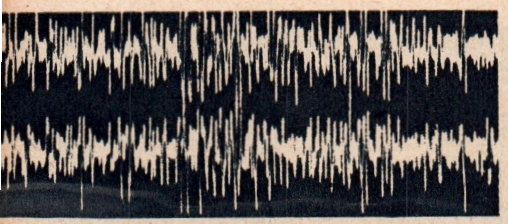
(Aus dem Russischen von Veronika Horwath und Franz Leschnitzer)

Schnee-Schnack

Ein Autor,
der das „r“ verlor,
stellt sich hier
schneegesichtig vor
und fragt
die FKK-Skulptur
(nach der enormen
Kältekur!),
ob sie nicht gern,
der Kälte fern,
auf seinem
Sitze säße ...
Was sind das bloß
für Späße!

- h.

Schallwellen und zu deren Verwandlung in elektrische Reize, die ihrerseits auf bestimmte Tastnerven der Hand wirken. Ziehe ich den Handschuh an, so werde ich mit meiner Hand „hören" können, auch wenn der Vorgang selbst ein anderer ist als der in meinem Ohr und mein Gehirn erst lernen muß, die von der Hand übermittelten Reize richtig zu interpretieren.



Der Handschuh existiert. Und es gibt Vorschläge, nach ähnlichem Prinzip ein Gerät zu schaffen, das optische Eindrücke räumlich koordiniert und in Reizform auf die Hautoberfläche verteilt. So werden die Blinden sehen, die Tauben hören, die Stummen sprechen lernen. Aber ist es nicht möglich, noch kühner zu denken? Sollten wir nicht in der Lage sein, ebenso wie wir ein Sinnesorgan für das andere einschalten, sozusagen neue Sinnesorgane zu schaffen und sie, gleich der künstlichen Hand, direkt an das Gehirn anzuschließen? Sollte es uns nicht gelingen können, das Unsichtbare sichtbar, das Unhörbare hörbar, das Unfühlbare fühlbar zu machen? Sollte zum Beispiel der Mensch nicht imstande sein, die Wirkung des Magnetfelds in für ihn spürbare Reize zu verwandeln und dieses Magnetfeld, in dem er sich dauernd bewegt, mit einem neuen, wahrhaft sechsten Sinn zu erfassen? Sollte er nicht einen künstlichen siebenten Sinn erhalten können etwa für Strahlungen, deren Wirkung er bisher nur an Geräten ablesen konnte?

Der Mensch hat die organische Schranke seines Gehirns durchbrochen. Er durchbrach sie vor einigen Jahren mit Hilfe der elektronischen Rechenmaschinen, deren Schnelligkeit ihm die Lösung bisher unlösbarer Aufgaben ermöglichte. Jetzt ist er drauf und dran, diese Schranke auf andere Art und in einem tieferen Sinne — noch einmal zu durchbrechen. Denn wir stehen an der Schwelle einer Zeit, die uns nicht nur bessere, schnellere, kompaktere künstliche Gehirne bringen wird, Elektronengehirne, die dem Hirn in unserm Schädel immer mehr mechanisches Denken abnehmen. Nein, die Arbeiten mit dem künstlichen Gehirn haben das natürliche Gehirn befruchtet, und ein neuer Trend richtet sich darauf, unserm eignen, naturgegebenen Gehirn größere Fähigkeiten zu verleihen. Indem es die eignen Funktionen analysiert und kennenlernt, verändert sich unser Gehirn. Es wächst, es ergänzt sich durch neue Reglermechanismen, neue Organe, neue Sinne.

Der Mensch verändert sich und wächst, Herr seiner Zeit, seiner Welt, seiner selbst.

*

Das bedeutet nicht, daß an der nächsten Ecke schon der Erzengel steht, der uns das Tor zum Paradies aufstößt, oder daß ein paar Professoren imstande sein könnten, ein Utopia zu schaffen. Wer einmal die karge Handvoll Hirse gesehen hat, die für Millionen immer noch die Ration eines ganzen Tages bedeutet, wer einmal auch nur einen Blick geworfen hat in eins der Arsenale, in denen der Tod der halben Menschheit kauert, der weiß, wie lang der Weg ist bis zur praktischen Anwendung und massenhaften Realisierung der Träume und Experimente der Wissenschaftler.

Und dieser Weg wird schwierig sein. Auch an seinem Ende wird noch kein Ende sein der Schwierigkeiten. Wir wissen nicht, welche Probleme der Mensch der Zukunft haben wird und welche Widersprüche ihn plagen werden, selbst nachdem Bomben und Krieg nur noch Worte in Geschichtsbüchern sind und überall Kommunismus ist und kybernetische Maschinen einen großen Teil der menschlichen Arbeit übernommen haben. Wir wissen nur, daß die Gesetze der Dialektik auch dann noch gelten werden und daß auch im kosmischen Zeitalter alles Neue in Schmerzen geboren wird und unter Sorgen und Kämpfen. Es wird nie eine Maschine geben, sei sie noch so geschickt konstruiert, die die Widersprüche des Lebens für uns löst.

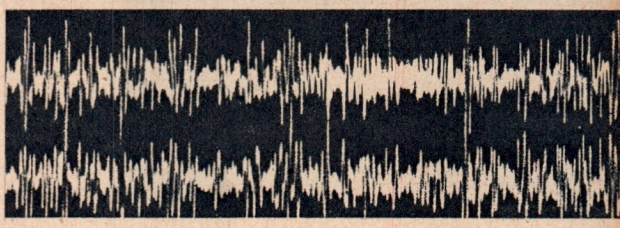
Aber wir wissen auch, daß im Widerstreit der Kräfte zuletzt das Vernünftigere, Höhere, Zukunftsträchtigere siegt, wenn wir, jeder von uns, unsern Beitrag leisten zu diesem Sieg.

tisches System höchster Vollendung auffassen? Sind wir auf dem Wege, mit unsern Elektronenmaschinen Systeme zu entwikkeln, die, wenn auch plump und primitiv, etwas „Menschliches" an sich haben? Und kommen wir auf dem Umweg über diese Maschinen an die Rätsel des Lebens heran?

Das Kind, das die heiße Herdplatte berührt, erhält von den Nerven der Fingerspitzen eine schmerzliche Warnung. In irgendeiner der Millionen Zellen des Gehirns wird die Erfahrung gespeichert. Taucht dann einmal wieder der Begriff oder das Ding „Herdplatte" auf, so schält sich mehr oder weniger schnell aus den tausenderlei im Gedächtnis gespeicherten Erfahrungen die Warnung „Heiß!" heraus, und der zentrale Regler verbietet die Berührung der Herdplatte.

Ähnlich arbeitet jede elektronische Anlage, die „Erfahrungen" macht und sie aufspeichert, um sie bei gegebener Gelegenheit und wenn es ihr Programm verlangt, heranzuziehen. Es handelt sich also, bei Maschine wie Mensch, um durchaus regelmäßige Vorgänge, um Bewegungen, die ihre Gesetzmäßigkeit haben. Jede Gesetzmäßigkeit aber läßt sich darstellen, mathematisch oder als elektrisches Modell, und wenn man sich genügend Mühe gibt, muß es gelingen, Apparaturen zu schaffen, die sogar gewisse Funktionen des menschlichen Körpers regeln können. „Es ergibt sich die Möglichkeit", so schreiben Professor Parin von der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR und D. Menizki, der Leiter des Laboratoriums für Radioelektrik und Kybernetik am Institut für Experimentalmedizin, „die Lenkung eines Systems der künstlichen Atmung und Blutzirkulation auf der Grundlage einer Analyse der Zusammensetzung und der Eigenschaften des Blutes völlig zu automatisieren."

Parin und Menizki berichten weiter, daß ein in die Schenkelarterie eines Hundes eingesetztes kleines Elektronengerät bei einem bestimmten Blutdruck durch Aussendung gewisser elektrischer Impulse auf den



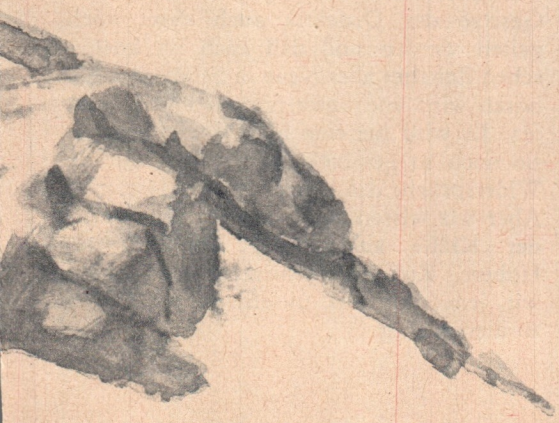
Depressornerv des Tieres einwirkte, eine Erweiterung der Gefäße hervorrief und dadurch den Blutdruck senkte ... Wie weit ist da noch der Tag, an dem ein Herzkranker einfach einen kleinen elektronischen Regler bei sich führt, der seinen Blutdruck automatisch reguliert?

Phantastisch? — Das sind nur die Anfänge des neuen Jahrzehnts, erste, tastende Schritte in Richtung einer Entwicklung, deren endliche Resultate unsern heutigen Begriffen noch unfaßbar erscheinen. Doch ebenso unfaßbar waren einst Telephon und Flugzeug, Fernsehgerät und Sputnik, Atomenergie und Elektronengerät, Arbeitermacht und Sozialismus. Man muß nur wissen, in welcher Richtung die Entwicklung läuft.

*

Sowjetische Forschungen auf diesem Gebiet werden sehr interessant durch die Arbeiten einer Gruppe amerikanischer Gelehrter ergänzt. Zu dieser Gruppe gehört vor allem der Kybernetiker Norbert Wiener, der es abgelehnt hat, seine Kenntnisse der amerikanischen Rüstungsindustrie zur Verfügung zu stellen.

Die Gruppe um Wiener will unter anderem erreichen, daß ein Sinnesorgan des Menschen das andere ersetzen kann. Stellen wir uns eine Art Handschuh vor: in Wirklichkeit eine komplizierte elektronische Apparatur zur Analyse und Zerlegung der



sich durch die Nervenstränge zum Kehlkopf, erregen die Muskulatur, schaffen Laute, die durch Stimmband, Zunge, Gaumen, Zähne moduliert werden — Worte.

Aber an den Kehlkopf des Mannes ist etwas angeheftet. Ein Kehlkopfmikrophon, das die Laute, die dort geformt wurden, die akustischen Schwingungen abnähme? Nein, von diesem Kehlkopf wird etwas anderes abgeleitet: die Impulse, die vom Gehirn her kamen, die Aktionsströme, die den Kehlkopf veranlaßten zu sprechen. Die Impulse fließen weiter, ins Nebenzimmer, in ein Elektronengerät, das mit einem ganzen Wirrwarr akustischer Geräte gekoppelt ist. Die Impulse des Gehirns nebenan werden auf einen synthetischen Kehlkopf, eine synthetische Stimme übertragen. Und in beiden Zimmern erklingen die gleichen Worte im Gleichklang der natürlichen und der künstlichen Stimme.

Doch wozu der Scherz? Ein gewöhnliches Zimmertelephon leistet das gleiche und klingt besser. Wozu die komplizierte Apparatur?

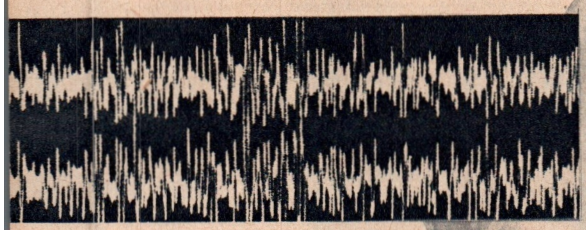
Da verstummt der Sprecher. Der Mund ist verschlossen, die Lippen bewegen sich nicht mehr, der Kehlkopf ruht. Aber die synthetische Stimme im Nebenzimmer, die Elektronenstimme, fährt fort zu sprechen, spricht die Gedanken des Mannes aus, der da verstummt ist. Die Impulse des denkenden Hirns sind weiter in die Kehlkopfnerven geflossen und haben sich auf die synthetische Stimme übertragen, auch nachdem die natürliche Stimme abgeschaltet war!

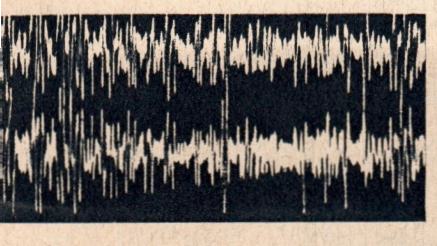
Das ist mehr als eine elektronische Spielerei, mehr als ein Hilfsgerät für Stumme oder eine Trickmaschine für polizeiliche Untersuchungen. Die Worte der synthetischen Stimme — oft stenographisch, abgerissen, stichwortartig, staccato — sind der Beweis, daß der Mensch in Worten denkt und nicht nur in Bildern, wie manche glaubten. Die Worte der synthetischen Stimme — heiser, unmenschlich, gespenstisch — sind eine Spur, der wir folgen können auf dem Weg zur Ergründung des menschlichen Denkens. Was spielt sich in unserm Gehirn ab? Wie funktioniert es? Nach welchen Regeln wird da gearbeitet? Was für elektrische, chemische, biophysische Prozesse bringen die Entscheidungen des Menschen zustande, die bewußten wie die unbewußten? Was alles muß geschehen, damit auch nur ein einziger zusätzlicher Herzschlag pro Minute erfolgt?

Große Kollektive, Spezialisten aus praktisch allen Zweigen der modernen Naturwissenschaft, begeben sich an die Arbeit. Der Kybernetiker, Physiker, Chemiker, der Mathematiker, Arzt, Ingenieur — sie alle verbünden sich zur Beantwortung einer der tiefsten Fragen unseres Lebens. Solche Zusammenarbeit ist nicht neu. Aber um der Spur ins Gehirn zu folgen, um ein so kompliziertes, sich selbst organisierendes Steuerungssystem wie das im menschlichen Schädel zu ergründen, braucht man wissenschaftliche Kollektive nicht nur von besonderer Art: selbstlos forschende Kollektive, nicht gebunden an die Frage der unmittelbaren Profitabilität ihrer Forschungsergebnisse, verantwortlich nicht einem Privatkonsortium, sondern dem Volk, das die Forscher beauftragt — sozialistische Kollektive, möglich nur im Sozialismus und ihrerseits beitragend zur weiteren Entfaltung des Sozialismus.

*

Kann man den menschlichen Organismus mit seinen Nerven, Muskeln, Adern, samt Niere, Milz, Leber und Gedärm, und mit seiner Zentrale im Gehirn als ein kyberne-





und Jahrhunderte bereits Perspektiven ab, die so erregend und revolutionär sind wie nie zuvor.

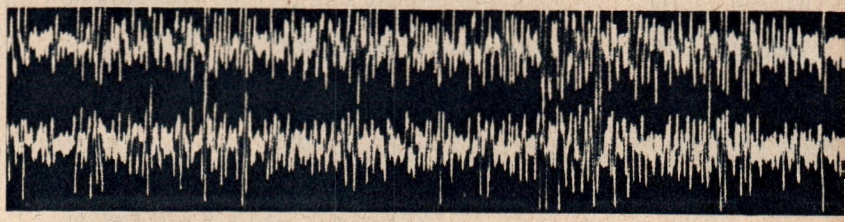
*

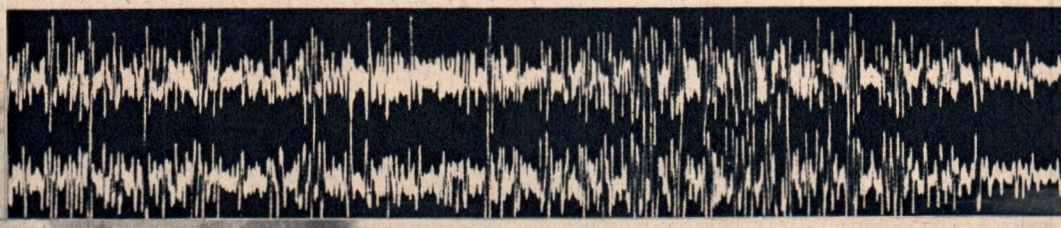
Ein Mensch schreibt.
Aber dieser Mensch, Solomezew heißt er zufällig, schreibt nicht mit der ihm von der Natur gegebenen Hand. Die Naturhand nahm ihm eine deutsche Granate. Die Hand, die jetzt die Feder führt, ist eine künstliche, ist ein System feinster elektronischer Geräte, die nicht etwa plump mechanisch dirigiert werden, sondern durch die aus dem Gehirn durch die Nerven in den Armstumpf fließenden Impulse. Ein künstliches Organ des Körpers — und doch ein Organ!
So weit, so gut. Jeder menschlich Fühlende wird sich freuen, daß ein Kollektiv sowjetischer Mathematiker, Physiologen, Feinmechaniker, Elektronikspezialisten Prothesen neuer Art schuf: Prothesen, die der feinsten Willensregung ihrer Träger so gehorchen wie einst der verlorene Körperteil.
Wie aber, wenn man weiterginge? Die elektronische Hand braucht ja nicht unbedingt an die Nerven eines Armstumpfs angeschlossen zu werden. Die Willensimpulse des Gehirns, die Aktionsströme in den Nerven lassen sich auch von der Haut eines gesunden, unverstümmelten Armes abnehmen — so etwa, wie man die elektrischen Ströme der Herzmuskulatur von Wade, Arm und Brust des Menschen abnimmt, um sie im Elektrokardiogramm aufzuzeichnen. Es ist also möglich, dem Menschen eine dritte Hand zu geben, die ihm ebenso gehorcht wie die andern beiden. Doch wozu der Scherz? Um sich den Rücken besser zu kratzen? Das lohnte der Mühe nicht.

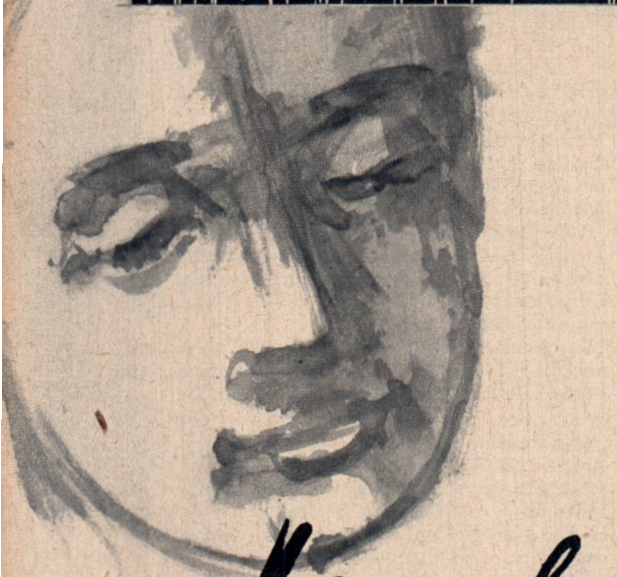
Aber muß denn diese dritte Hand die Proportionen meiner Hand haben? Könnte sie nicht größer sein — durch einen Schuß zusätzlicher Energie riesenhaft, mit der Kraft der größten Kräne, die Erde aufreißend, Felsen bewegend, Häuser, Fabriken, Universitäten zusammenstellend wie im Spiel mit gigantischen Baukästen?... Oder winzig klein, eine Mikrohand, um Mechanismen zusammenzusetzen aus Teilchen, die auch der feinsten Pinzette des geschicktesten Uhrmachers entglitten?... Oder könnte sie nicht, immun gegen Hitze, Kälte, radioaktive Verseuchung, giftige Dämpfe, atmosphärischen Über- oder Unterdruck überall dort arbeiten, wo die Naturhand nicht zuzugreifen wagen darf?...
Und noch mehr: Könnte diese elektronische Hand, bisher kontrolliert durch das Auge, das dem Gehirn über ihre Tätigkeit berichtet, nicht selbst lernen, dem Gehirn Meldung zu erstatten, nicht selbst lernen zu „fühlen"? Es gibt heute schon die verschiedensten elektronischen Automaten, die das Produkt ihrer Arbeit kontrollieren und dem Reglermechanismus im Zentrum das Resultat der Prüfung mitteilen, damit von dort aus die notwendigen Korrekturen vorgenommen werden können. Der künstlichen Hand auch die Macht des Empfindens zu verleihen, ist nur ein technisches Problem, durchaus lösbar.
Etwas ganz Neues zeichnet sich ab — eine Kreuzung zwischen Werkzeug und menschlichem Organ. Welcher Fortschritt von dem Stein, den der Urmensch griff und auf dem Umweg über seine Muskeln in ein Werkzeug verwandelte, bis zu dem Werkzeug, das ohne Zwischenschaltung irgendwelcher Muskeln seine Befehle direkt vom Gehirn erhält und zum zusätzlichen menschlichen Organ wird! Welche Dialektik! Welche Zukunft!

*

Ein Mann spricht. Impulse gehen aus von dem Gehirn des Sprechenden, übertragen







Und ein Mensch

VON STEFAN HEYM

Gestaltung: Heinz Bormann

Ein Mensch schreibt.

Ein durchaus alltägliches Geschehen. Impulse gehen aus von dem Gehirn des Schreibenden, übertragen sich durch die Nervenstränge zu den Fingern, die die Feder halten. Die Feder gleitet nach dem Kommando des Gehirns übers Papier, festhaltend die Gedanken dieses Gehirns.

Millionenfach zu jeder Minute des Tages der gleiche Vorgang — und doch wie wunderbar! Welch komplizierte chemische und elektrische Prozesse waren notwendig, um die Gedächtniszellen der Hirnrinde mit den Informationen zu füllen, aus denen die Gedanken des Schreibenden sich bilden! Welch phantastische Rechenprobleme werden hier mit größter Geschwindigkeit auf kleinstem Raum gelöst, um entsprechend der programmierten Aufgabe, die sich unser Gehirn selbst setzt, die richtigen Begriffe und Gedanken auszuwählen! Welch enorme Tätigkeit des Regler- und Steuerungsmechanismus, der nun durch feinste Aktionsströme, sich dabei selber ständig korrigierend, die Gedanken via Nerv, Finger, Feder, Papier dem Auge eines anderen zur Kenntnis bringt!

Im sechsten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts beginnt nun die gewaltige kybernetische Anlage im Schädel des Menschen — Gesamtgewicht ein paar hundert Gramm —, über sich selbst hinauszuwachsen. Der Mensch, in Jahrmillionen geschaffen, ist das einzige Geschöpf, das seinerseits die Natur, seine Schöpferin, bewußt verändert. Dabei verändert er sich selbst: physisch, geistig, sozial. Es ist nicht nur, daß er auf Erden die alte Ordnung durch eine bessere ersetzt; daß er die unsichtbare Rückseite des Mondes betrachtet und Lebewesen in künstlichen Satelliten um den Globus kreisen läßt; daß er sich anschickt, durch Anwendung freier Elektronen in von ihm konstruierten Rechen- und Steuerautomaten seine Produktionsmittel aufs neue gründlich zu verbessern — nein, es zeichnen sich für das siebente Jahrzehnt unseres Jahrhunderts und für die folgenden Jahrzehnte

Prof. Dr W. Bartel:

Eine lustige Begegnung

„Kinder, in Berlin ist es viel zu heiß! Packt eure Sachen, in zwei Stunden fahren wir an die Ostsee!“ So Wilhelm Pieck an einem heißen Augusttag 1949 zu seinen nächsten Mitarbeitern. Gesagt — gefahren. Schon am Abend spülten wir uns den Schweiß im Ostseewasser ab. Es kamen einige schöne Tage mit Spaziergängen, Fahrten zur Stubbenkammer und immer wieder baden in der Ostsee.

Bei einem Bummel am Strand entlang sahen wir ein Paddelboot unweit des Ufers, das die Insassen durch heftige Bewegungen zum Schaukeln brachten. Wilhelm Pieck sagte noch: „Na, die werden bald herausfallen!“ Und schon war es auch geschehen. Aber es war harmlos, denn das Wasser ging den Herausgefallenen nur bis an die Brust. Prustend und lachend zogen sie ihr Boot an den Strand.

Am 3. Januar wäre Wilhelm Pieck 85 Jahre alt geworden

Inzwischen waren wir näher gekommen. Plötzlich drehten sich die jungen Leute um. Wilhelm Pieck sehen, mit ausgebreiteten Armen auf ihn zulaufen, war eins.

„Guten Tag, Genosse Pieck, wie wunderschön, daß auch du Zeit findest, auf Rügen zu sein.“ Am liebsten hätten sie ihn umarmt. Aber da kam ihnen offensichtlich plötzlich zum Bewußtsein, daß sie splitternackt vor ihm standen.

Eine schnelle Kehrtwendung war die Folge. Sie hockten sich am Strand in ihr Boot, kehrten uns den Rücken zu und zogen den Kopf ein.

Wir lachten, und Wilhelm Pieck strahlte über das ganze Gesicht.

Am gleichen Abend. Eines der Heime hatte Wilhelm Pieck gebeten, an einer kleinen Veranstaltung teilzunehmen — er möge nur kommen und sich ganz als Feriengast fühlen. Wir gingen hin, und es war, wie man so sagt, urgemütlich.

Während des Abends bat mich ein junger Mann, ein paar Worte mit mir zu sprechen. Gewohnt, daß bei solchen Gelegenheiten besondere Wünsche an Wilhelm Pieck herangetragen werden, ging ich mit ihm aus dem Saal. Wir standen auf der Terrasse des Ferienheimes, vor uns die See, ein wunderschöner Abendhimmel und dazu der so beruhigende Wellenschlag.

Mein Gesprächspartner fand anscheinend nicht den Anfang. Voller Verlegenheit fragte er schließlich, ob denn Wilhelm Pieck heute nachmittag sehr erbost gewesen sei.

Ich fragte ihn erstaunt: Warum und worüber?

Zögernd kam es aus ihm heraus: „Na, wegen dieser Geschichte am Strand. Ich bin nämlich einer von den Nackedeis!“

Ich lachte schallend auf. „Hast du keine anderen Sorgen?“ fragte ich. Er schaute mich an, und dann sprudelte er hervor: „Ja, weißt du, wir waren so übermütig und sahen plötzlich unseren Wilhelm Pieck vor uns und hatten keinen anderen Wunsch, als ihm guten Tag zu sagen, ihm zu verstehen zu geben, wie sehr uns diese unverhoffte Begegnung erfreut. Aber dann entdeckten wir, daß wir völlig unbekleidet waren, und schämten uns. Den ganzen Nachmittag und Abend quälte uns die Frage, ob wir uns bei Wilhelm Pieck entschuldigen müssen.“

Wieder mußte ich laut lachen. „Lieber Freund“, sagte ich ihm, „die Freude war doch auf beiden Seiten. Ihr freutet euch des schönen Tages, eurer Jugend, der Sonne, der See, des Lebens. Wilhelm Pieck freute sich mit euch und hat höchstens geschmunzelt, wie ihr so im Adamskostüm vor ihm gestanden habt. Also, Schluß mit dem Gerede von einer Entschuldigung, laßt es für euch und für ihn stets eine lustige Begebenheit sein.“

rechnungen hin von ihr eingegangen worden sein. Von der Versicherung hatte sie obendrein für den Tod ihres Mannes 30000 Mark erhalten. Doch er verwarf alle derartigen Vermutungen wieder. Der Hergang des Unfalles war damals genauestens überprüft worden. An der Unfallstelle waren Brems- und Schleuderspuren gesichert worden. Unmöglich, daß sie auch diese Spuren fingiert haben konnte.

Markowski gab es auf, zwischen dem Unfall und dem im Waldsee gefundenen Wrack gewaltsam einen Zusammenhang herzustellen. Er wollte jetzt die Vernehmung beenden, da zog die junge Frau einen Brief aus ihrer Handtasche. „Ich hatte schon gar nicht mehr daran gedacht, aber als Sie neulich bei mir waren, fiel es mir wieder ein. Hier, dieses Strafmandat ist vor sechs Wochen gekommen. Mein Mann sollte 10 Mark bezahlen, weil er seinen Wagen falsch geparkt hatte."

Der Hauptmann starrte auf das Strafmandat. „Vor sechs Wochen ist das gekommen? Aber da war doch Ihr Mann schon anderthalb Jahre tot und sein Wagen verschrottet ..." —

„Eben, das ist ja das Unsinnige daran. Ich habe die 10 Mark natürlich nicht bezahlt. Es hat sich auch noch niemand wieder gemeldet ..."

Markowski überflog noch einmal den Text. „... haben Sie am 17. September 1960 Ihren Pkw Wartburg-Sport, Kennzeichen IB 04-43, in der Stalinallee um 16 Uhr an einer Stelle abgestellt, an der Parken verboten ist ..."

„Frau Hoopmann, eine Frage nur noch. Haben Sie dem Mann, der Ihnen das Autowrack abkaufte, die Papiere des Wagens überlassen?"

„Ja, natürlich. Er verlangte sie ja extra. Er sagte, er benötige sie, um den rechtmäßigen Erwerb nachweisen zu können ..."

*

Eine Stunde später erging über Sprechfunk und Fernschreiber an alle Funkwagen, Grenzkontrollposten und Polizeidienststellen das Fahndungsersuchen.

Nach drei Tagen, abends um 19 Uhr, kam vom Grenzkontrollposten Bohnsdorf die telefonische Meldung: „Wartburg-Sportwagen, Kennzeichen IB 04-43, gestellt, Fahrerin Ingeborg Michelski vorläufig festgenommen."

Eine junge Frau in hellfarbenem Ledermantel saß in der Baracke der Kontrollstelle, als Hauptmann Markowski mit zwei weiteren Genossen der U-Abteilung eintraf. Die ihr abgenommene Fahrzeugzulassung war ordnungsgemäß auf einen Wartburg-Sport, Kennzeichen IB 04-43, ausgestellt. Nur, als Besitzer des Wagens war ein Bernhard Hoopmann eingetragen!

„Das ist mein Schwager, er hat mir seinen Wagen geborgt", sagte die Frau im Ledermantel sofort.

„So, das ist Ihr Schwager?" wiederholte Markowski ironisch. „Und dann wissen Sie gar nicht, daß Ihr Schwager schon vor anderthalb Jahren mit dem Wagen tödlich verunglückt ist?" — Da gab sie jedes weitere Leugnen auf.

*

Um 23 Uhr stand der Wartburg-Sport IB 04-43 wieder auf dem Waldweg in der Nähe des Kurortes Bad Klosterlausnitz. Hinter Bäumen und Büschen versteckt lagen Hauptmann Markowski und drei weitere Genossen auf der Lauer. Das Waldstück war in weitem Umkreis von einem Kommando der Bereitschaftspolizei umstellt. Gegen 24 Uhr traf dann auch pünktlich der rote Wartburg mit der Westberliner Kennummer B-LI 673 ein. Als sein Fahrer aus dem Wagen stieg und die Kennzeichenschilder abzuschrauben begann, flammten ringsum Handscheinwerfer auf. Mit entsicherter Pistole ging Hauptmann Markowski auf ihn zu. „Sparen Sie sich die Arbeit, Brüggemann, Kriminalpolizei. Ihre Verlobte hat bereits ausgesagt."

Brüggemann war so überrascht, daß er sich widerstandslos die Acht um die Handgelenke legen ließ.

*

Auf der Rückfahrt nach Berlin legte er ein erstes umfassendes Geständnis ab. Danach hatte der festgenommene 38jährige Autoschlosser Erich Brüggemann im demokratischen Sektor Berlins dreizehn raffiniert getarnte Autodiebstähle durchgeführt. Er war 1957 nach Westdeutschland geflüchtet. Dort fand er schnell Anschluß an eine internationale Autoschieberbande, die gestohlene Wagen über den Freistaat Andorra nach Spanien, Portugal und in verschiedene afrikanische Länder ohne eigene Autoproduktion verschob. Als Brüggemann sich genügend Verbindungen zu den ausländischen Hehlern geschaffen hatte, beschloß er, sich in dem Gewerbe selbständig zu machen. Er kehrte nach Westberlin zurück und organisierte von hier aus den Diebstahl der im westlichen Ausland stark gefragten Wartburg-Sportwagen. Um die Wagen ins Ausland zu bekommen, besorgte er sich einmal die Fahrzeugzulassung und die Kennzeichenschilder von der Witwe des Architekten Hoopmann und kaufte zum anderen einen in Westberlin zugelassenen Wagen. Nachdem die Schilder an dem verabredeten Versteck ausgetauscht worden waren, konnte der gestohlene Wagen ohne jedes Risiko über Westdeutschland nach Andorra gefahren werden. Die Polizeibehörden Andorras zeigten wenig Interesse an der Herkunft und den Papieren der eingeführten Wagen. Gegen Zahlung geringer Bestechungsgelder statteten sie sie bereitwilligst mit landeseigenen Papieren aus. So konnte Brüggemann die deutschen Papiere und Kennzeichen wieder mit zurücknehmen und unbegrenzt weiterverwenden. Nach seinen Angaben hatte er an jedem gestohlenen Wagen drei- bis viertausend Westmark verdient ...

(Nach Informationen der Volkspolizei. Alle Namen sind frei erfunden.)

Berliner Kontrollpunkt Babelsberg war ordnungsgemäß gemeldet und die veranschlagte Fahrzeit eingehalten worden.

Morgens, kurz nach 6 Uhr, erschien auf der Waldwiese wieder die junge Frau im Ledermantel und holte den roten Wartburg ab. Sie fuhr ebenfalls zur Autobahn, schlug aber den Weg nach Berlin ein. Am Abend stand der rote Wartburg in einer Garage in der Prenzlauer Allee. Eine Woche später erschien der aus Westdeutschland mit dem Flugzeug zurückgekehrte Mann, der im Wald bei Klosterlausnitz den Wagen gewechselt hatte, zu Fuß in der Garage. In einer Aktentasche trug er die Westberliner Nummernschilder „B-LI 673" bei sich. Er schraubte die Ostberliner Nummernschilder ab und die Westberliner an. Die Schilder mit dem Kennzeichen IB 04-43 versteckte er in der Garage, den roten Wartburg fuhr er durch das Brandenburger Tor nach Westberlin zurück. Die Kontrolle der Wagenpapiere an der Sektorengrenze brauchte er nicht zu fürchten. Sie waren ordnungsgemäß auf einen Wartburg-Sport mit dem Kennzeichen B-LI 673 ausgestellt.

*

Hauptmann Markowski hatte sich die Akte über den tödlichen Unfall des Architekten von der Verkehrspolizei kommen lassen und Frau Hoopmann zu einer zweiten Vernehmung ins Präsidium bestellt.

„Sie haben mir gar nicht erzählt, daß Sie den Wagen fuhren, als der Unfall geschah, Frau Hoopmann?"

„Danach hatten Sie mich auch nicht gefragt."

„Wie lange besaßen Sie denn schon eine Fahrerlaubnis?"

„Zwei Tage vorher hatte ich meine Fahrprüfung abgelegt."

„Und da hat Sie Ihr Mann schon diesen schnellen Wagen fahren lassen? Der Unfall passierte doch nachts bei Regenwetter. Da läßt man doch keinen Anfänger fahren?"

„Mein Mann war so übermüdet, er hatte schon sieben Stunden am Lenkrad gesessen, deshalb ..."

Markowski blätterte unschlüssig in der Akte, überflog noch einmal den Bericht über den Hergang des Unfalls. Danach war der Wagen in einer Kurve bei Michendorf ins Schleudern geraten, aus der Kurve getragen worden und dann eine sechs Meter hohe Böschung hinuntergestürzt. Doch diese Angaben stammten letztlich von der Frau. Wenn sie nun gelogen hatte? Der Mann konnte geschlafen haben, sie konnte den Wagen langsam an den Rand der Böschung herangefahren haben, ausgestiegen sein und ihn dann die Böschung hinuntergestürzt haben. Gewiß, sie hatte leichte Prellungen und Hautabschürfungen erlitten, aber konnte sie sich die Verletzungen nicht anderweitig beigebracht haben? Markowski wehrte sich noch immer, der Frau einen so kaltblütigen Mord zu unterstellen, aber er konnte die Möglichkeit nicht ausschließen. Sie hatte eine Villa und ein beträchtliches Vermögen geerbt. Sie war über 20 Jahre jünger als ihr Mann und kaum ein Jahr mit ihm verheiratet gewesen. Die ganze Ehe konnte auf solche Be-

in den Augen. Markowski schwieg, bis sie sich die Augen getrocknet hatte.

Dann griff er in seine Aktentasche und zeigte ihr eine Fotografie des aus dem Waldsee geborgenen Sportwagens. „Ist das der Wagen, mit dem Ihr Mann verunglückte?" Die Frau warf einen flüchtigen Blick auf das Foto. „Ja, das ist er. Haben Sie das Bild aus der Unfallakte?"

Markowski fragte schnell zurück: „Wissen Sie, wo der Wagen, ich meine das Wrack, geblieben ist? Irgendwer muß es doch abgeschleppt haben, oder blieb es an der Unfallstelle liegen?"

„Nein, ich habe es nach Berlin holen und unten in die Garage stellen lassen. Ein paar Wochen später kam dann ein Mann zu mir und wollte das Wrack kaufen. Er sagte, es sei sein Geschäft, Unfallwagen aufzukaufen und auszuschlachten. Daraufhin habe ich es ihm verkauft, für 500 oder 600 Mark."

„Können Sie mir die Adresse des Mannes sagen?" Die junge Frau überlegte. „Es tut mir leid, ich kann sie Ihnen nicht nennen. Brüggemann oder Bergmann hieß er, sagte er. Ich weiß es nicht mehr so genau. Es war mir ja auch nicht wichtig."

*

Ein paar Tage später. Durch den thüringischen Kurort Bad Klosterlausnitz fuhr in den frühen Nachtstunden ein weißer Wartburg-Sportwagen. Er trug das polizeiliche Kennzeichen IB 04-43. Am Lenkrad saß eine junge Frau in hellfarbenem Ledermantel. Die Scheinwerfer erfaßten ein Wegschild: „Autobahn nach Hof — Nürnberg 2 Kilometer".

Der Wartburg fuhr weiter in Richtung Autobahn. Etwa 100 Meter vor der Autobahnauffahrt hielt er plötzlich. Die Frau stieg aus, blieb einige Augenblicke neben dem Wagen stehen und lauschte in die Nacht, als wollte sie sich vergewissern, ob irgend jemand in der Nähe sei. Als sich nichts rührte, stieg sie wieder in den Wagen ein, fuhr langsam an und bog ein paar Meter weiter von der Chaussee in einen schmalen Waldweg ein. Über Wurzeln holperte der Wartburg bis zu einer gebüschumstandenen kleinen Wiese. Dort hielt er. Die Frau im Ledermantel löschte die Lampen, zog den Zündschlüssel ab und legte ihn unter die Fußbodenmatte. Dann stieg sie aus und ließ den Wartburg unverschlossen stehen. Zu Fuß ging sie nach Bad Klosterlausnitz zurück.

Eine Stunde später etwa näherte sich auf der Autobahn ein weinroter Wartburg-Sport mit der Westberliner Nummer B-LI 673 der Abfahrt nach Bad Klosterlausnitz. Auch er hielt an dem Wiesenstück, wo der weiße Wartburg abgestellt war. Sein Fahrer löschte die Scheinwerfer, nahm aus dem Handschuhfach einen Schraubenzieher, stieg aus und begann dann, im Schein einer Taschenlampe die Nummernschilder beider Wagen abzuschrauben und miteinander zu vertauschen. Zehn Minuten später trug der weiße Wartburg die Westberliner Nummer B-LI 673 und der rote die Ostberliner Nummer IB 04-43. Anderthalb Stunden später konnte er anstandslos die Staatsgrenze nach Westdeutschland passieren. Die vom Kontrollposten überprüften Papiere stimmten mit dem Kennzeichen überein, die Abfahrt des Wagens vom

Das Wrack im Teufelsloch

Ein Tatsachenbericht von Günter Prodöhl

Illustration: Karl Fischer

In der ganzen Märkischen Schweiz hieß der kleine Waldsee von alters her nur das „Teufelsloch". Die Alten in den umliegenden Dörfern wußten Schauergeschichten über Morde und Raubtaten zu erzählen, die sich an seinen steilen Ufern zugetragen haben sollen und nie aufgeklärt wurden, weil das „Teufelsloch" seine Opfer unwiederbringlich verschluckte.

Im Herbst des Jahres 1959 ist der kleine märkische Waldsee seines teuflischen Zaubers jäh entkleidet worden. Die große Dürre hatte ihn bis auf wenige Pfützen eintrocknen lassen. Keine Mordwaffen und kein Knochengerüst eines ermordeten Burgfräuleins oder eines Raubritters wurden sichtbar. Sein Schlick und Morast barg nur den üblichen Kehricht unserer Zeit: verrostete Matratzenböden, Kinderwagengestelle, Panzerfäuste — und als einzige Überraschung das völlig demolierte Wrack eines Wartburg-Sportwagens. Die freiwillige Feuerwehr zog es zwar mit einer Seilwinde mühevoll aus dem Schlick, doch schien es unmöglich festzustellen, wer das Autowrack in den See gestürzt hatte und wer sein Besitzer war. Sämtliche Identitätsmerkmale, die darauf Antwort geben konnten, waren von dem Wagen sorgfältig entfernt worden. Die Kennzeichen-Schilder hatte man abgeschraubt, die Inneneinrichtung ausgebrannt und die eingeprägten Nummern des Motors und des Fahrgestells fachmännisch herausgefeilt.

Dennoch war damit nicht zu verhindern, daß die scheinbar restlos beseitigten Fabriknummern von Motor und Fahrgestell wieder sichtbar gemacht wurden. Die moderne Kriminalwissenschaft brachte wichtige beseitigte Spuren wie mit einem Zauberstab wieder ans Tageslicht. Dazu wurde das Wrack des Wartburg-Sportwagens auf einen Lastwagen geladen und nach Berlin ins Kriminaltechnische Institut der Volkspolizei zur weiteren Behandlung transportiert.

Nur wenige Stunden später hatte der Leiter der U-Abteilung, Hauptmann Markowski, die sichtbar gemachte Nummer auf seinem Schreibtisch. Die Fahndung nach dem Wagenbesitzer setzte sofort ein. Ein Fernschreiben an die Eisenacher Motorenwerke ermittelte Baujahr und Auslieferungstag des Wagens, Rückfragen bei der DHZ ergaben die Stadt, in der er verkauft wurde, ein Telefongespräch mit dem Berliner Autosalon der HO führte zur Feststellung des Kennzeichens IB 04-43 und des Käufers, des Architekten Bernhard Hoopmann, wohnhaft Berlin-Johannisthal.

*

„Mein Mann ist tot", sagte mit verhaltener Stimme eine kaum dreißig Jahre alte, attraktiv aussehende Frau, als der Hauptmann das Haus des Architekten aufsuchte und bat, ihn dringend sprechen zu dürfen. „Ach, das habe ich nicht gewußt, entschuldigen Sie bitte", erwiderte Markowski verlegen. „Im März vergangenen Jahres ist er mit dem Wagen verunglückt", sagte die Frau, ohne daß er sie nach den näheren Umständen des Todes ihres Mannes zu fragen brauchte. Dann bat sie ihn, ins Haus zu kommen. Die kleine Villa, die der Hauptmann betrat, war auf das komfortabelste eingerichtet und repräsentierte einen erheblichen Wert.

„In welcher Angelegenheit wollten Sie denn meinen Mann sprechen, waren Sie ein Freund von ihm?" fragte die junge Frau und bot Markowski mit einer Handbewegung Platz in einem der tiefen Polstersessel an.

„Nein, ich bin von der Kriminalpolizei. Hauptmann Markowski." Die Frau runzelte die Stirn. „Polizei? Geht das schon wieder los? Die Untersuchungen waren doch damals abgeschlossen, sagte man mir."

Markowski sah auf ihre Hände, die unruhig an einem seidenen Taschentuch herumnestelten. Als wollte sie ihre Nervosität erklären, setzte sie hinzu: „Sie müssen verstehen, die Erinnerung daran ist für mich schrecklich. Wir waren kaum ein Jahr verheiratet gewesen ..." Tränen standen ihr dabei

Sein Taschentuch befand sich in der rechten Hosentasche. Und um zu diesem Taschentuch zu gelangen, hätte er nicht die Finger voll Schokolade haben dürfen oder ein akrobatisches Kunststück mit der linken Hand durchführen müssen.

Und wieder hatte Annemarie den wunderbaren Einfall: mit ihrer linken, noch gar nicht von halbzerflossener Schokolade bekleckster Hand zog sie ihm das kleine Stecktuch, das er in der kleinen oberen Rocktasche trug, heraus und reichte es ihm ...

Und da waren auch die Bonbons zu Ende, wie der Film. Adam rieb sich und ihr die Hände sauber, faltete das Tuch nach der anderen Seite, und so merkte niemand etwas. Ihre zärtlichen Augen sah ja keiner ...

Auf den Himmel dieses Kinobesuches folgten die Vorwürfe Evas, die er nicht vom Büro abgeholt hatte. Am nächsten Abend stand sie vor dem seinen. Entschlossenheit in den Augen, auf der Stirne, um die Lippen. Entschlossen, ihm zu sagen, daß sie nun genug habe. Schließlich konnte es ja erst wirklich aus sein, wenn sie genug hatte. Kluge Männer, und Adam war ein solcher, wissen, daß Eva das große Wort „Es ist zu Ende" aussprechen muß. Erst dann ist es zu Ende.

Eva ließ ihn auch erst gar nicht zu Wort kommen. Sie teilte ihm mit, daß sie in der vergangenen, schlaflos verbrachten Nacht viel geträumt, pardon, nachgedacht habe und zu dem Entschluß gelangt sei, besser ein Ende mit Schrecken, als ...

Adam, der kluge Adam, sagte daraufhin nicht: „Aber das hab' ich dir doch vorgestern schon gesagt", sondern er senkte, sich keiner Schuld bewußt, den Kopf und nahm ihren Abschied zur Kenntnis.

Einen Augenblick lang fand Eva, daß er dieses Ende doch zu leicht ertrug und wollte ihm schon mitteilen, daß sie am vergangenen Tag die Schmach, umsonst auf ihn gewartet zu haben, damit rächte, daß sie mit seinem besten Freund Albert ins Kino gegangen war. Aber die kluge Eva überlegte, daß diese Mitteilung nur zu überflüssigen Komplikationen führen könne und entschloß sich, an Stelle dieser Beichte ein paar Tränen zu vergießen.

Adam merkte pflichtbewußt diese Tränen und zog sein Stecktuch, um sie zu trocknen. Da fiel ihm ein... zu spät fiel ihm ein, daß dieses Stecktuch voll Schokolade sei.

Eva warf einen Blick auf die dunklen Flecke und begriff. Oh! auch sie war am dritten Tag ihrer Liebe mit Adam im Kino gewesen. Oh! auch damals hatte jemand „Ruhe!" gerufen. Sie begriff, wie sehr sie verraten worden war. Sie vergaß, daß sie eigentlich schon längst nicht mehr an ihre eigene Liebe glaubte, sie vergaß, daß sie gestern selbst Schokolade im Kino gegessen hatte. Sie wußte nur, daß Adam seit langem keine Schokoladenbonbons mehr für sie gekauft hatte, und das ganze bittersüße Weh der verratenen Liebe stieg in ihr hoch. Bis zu den Augen. Und überschwemmte diese mit salzigen Tränen. Und erst in diesen salzigen Tränen ertrank die Liebe.

Gerade als der erste Kuß auf der Leinwand fiel, vollbrachte Adam mit seiner Tüte ein Geräusch, das jeden Liebhaber von sanften Filmküssen in Raserei bringen mußte.
Mehrere Stimmen zugleich erhoben Protest. Eine Dame konnte sich gar nicht beruhigen:
„Eine Gefühlsroheit sondergleichen", sagte sie schrill.
„Ruhe!" brüllte die bereits bekannte Stimme. Aber es galt diesmal der schrillen Dame.
Geschickt hatte Adam den allgemeinen Protestlärm genützt und die Tüte vollends geöffnet. Annemarie nahm aus ihr ein Schokoladenbonbon und sah Adam zärtlich dankbar an. Zur Belohnung für die ausgestandenen Gefahren. Zum Glück gab es eine helle Winterlandschaft auf der Leinwand, in deren Schein Adam den zärtlichen Blick Annemaries voll genießen konnte.
Jetzt wurde die Filmhandlung lebhafter. Die Heldin ging rachedürstend ins Haus der Nebenbuhlerin. Adam dachte flüchtig an Eva, um sich sofort wieder dem Studium des reizenden Profils neben sich zu widmen.
Für Bonbons, beziehungsweise deren raschelnde Tüte, wurde die Handlung immer vorteilhafter. Während des großen Streites zwischen den beiden Frauen wollte auch Adam ein Schokoladenbonbon nehmen. Er griff tief in die Tüte, erwischte aber kein Bonbon. Sie klebten schon etwas, die Schokoladenstücke.

Ein tieferer Griff. Zu spät: auf der Leinwand war es totenstill geworden. Die Nebenbuhlerinnen sahen sich stumm und haßerfüllt an. Die Schokoladentüte raschelte entsetzlich. Adams Hand erstarrte in ihr.
„Unerhört! Gemeinheit!" brüllten zwei Stimmen zugleich. Im Saal entstand Lärm. Zwei Männer hatten sich erhoben. Der eine davon war sicher der „Ruhe"-Rufer. Dann beruhigten sich die vermeintlichen Gegner. Der Film riß sie mit. Der Held zwischen den beiden Frauen hatte den Schauplatz betreten.
Annemarie nahm liebevoll Adams Arm und drückte ihn sanft. So ehrte sie den mutigen Sieger.
Adam wäre bereit gewesen, mitten im Saal drei volle Pakete Schokoladenbonbons aufzuessen. Mit den Tüten. Und wenn sie noch so raschelten. Er hielt ihr die nun fast leere Tüte wieder hin. Mit einer den ganzen Saal herausfordernden Bewegung, von der aber niemand kritische Notiz nahm, weil auf der Leinwand soeben ein erbitterter Kampf zwischen dem Helden und dem Schurken begonnen hatte.
Sogar Adam und Annemarie wurden von den Ereignissen überwältigt und sahen auf die Leinwand.
Aber nicht lange. Sie kannten sich erst drei Tage. Der Kampf im Film war übrigens nur von kurzer Dauer, und die Liebesszene zwischen Adam und Annemarie war reizvoller als die im Film. Auch wenn sie nur aus dem Hinreichen einer Schokoladentüte bestand. Und dem möglichst lautlosen Entnehmen eines Bonbons aus dieser Tüte. Ach, die Liebe hat hundert süße Sprachen.
Übrigens schien sich das Publikum in ihrer Umgebung an die Schokolade gewöhnt zu haben. Nur der Mann vom Anfang sagte, als es wieder raschelte: „Ruhe." Aber er sagte es ohne Nachdruck, halblaut, nur mehr als Rückzugsgefecht.
Adam wollte in einer Anwandlung von Heldenmut oder weil das „Ruhe" so sanft klang, aufbegehren und zum erstenmal antworten. Aber Annemarie, die seine Absicht verstand, legte den Zeigefinger senkrecht auf ihren entzückend geformten Mund, um Adam zu bedeuten, daß Ignorieren die klügste Taktik gegen solche ungeschlachtenen Kinobesucher sei.
Adam war hingerissen. Von so viel liebevoller Klugheit. Und Angst um ihn. Aber Annemarie war noch klüger und vor allem viel liebevoller, als er erwartet hatte: sie nahm ihm die Tüte aus der Hand, drehte sie um und leerte die Schokolade in ihre eigene geöffnete Hand.
Adam erschauerte bei dieser ersten Zärtlichkeit und starrte auf die restlichen Schokoladenbonbons. Er schien kaum zu begreifen.
Huldvoll lächelte sie, nickte ihm aufmunternd zu, und Adam aß die Bonbons aus ihrer Hand. Dann fütterte er sie ... ach, was wissen andere Kinobesucher von Liebe! Da bemerkte er, daß die Bonbons sich aufzulösen begannen. Wahrscheinlich von der Wärme, die aus Annemaries Herz in ihre kleine Hand geschickt wurde.

Fortsetzung Seite 18

Bitter-süße Schokolade

Eine Kurzgeschichte von Otto Wolf

Illustrationen: Bernhard Nast

Ach, es gibt furchtbare Dinge in der Liebe. Daß die „erste" nicht immer die „letzte" ist und daß nicht jede ewig hält. Wie könnte sie auch? Sonst gäbe es ja in jedem Leben nur eine, und wie verteilt sich das zum Beispiel in Ländern, wo es mehr Frauen als Männer gibt? Von jeder Seite betrachtet, von der bevölkerungspolitischen wie von der gefühlsmäßigen, gibt es nichts als Schwierigkeiten.

Hier soll von einer großen Schwierigkeit die Rede sein: von der Schwierigkeit, „Adieu" sagen zu können, wenn es aus ist.

Zwischen Eva und Adam war es zu Ende. Sie hießen wirklich so wie Stammvater und -mutter, nur waren sie jung. Ganz jung. Und hatten sich aneinander geirrt. Das wäre ja alles ganz einfach, nur nahm Eva es noch nicht zur Kenntnis.

Adam erklärte ihr, wie das sei, wenn die Gefühle ...

Sie sah ihn an und hörte ihm nicht zu. Er sah sie an und merkte, daß sie ihm nicht zuhörte. Er begann noch einmal:

„Eva, sieh doch, auch in der Natur ... jedes Jahr, wenn die neuen Knospen, ich meine, jeder neue Frühling ..."

„Aber du liebst mich ja doch noch", sagte Eva mit einer Überzeugung, die erstaunlich den Tatsachen widersprach. Dann verabschiedete sie sich, indem sie mit noch viel mehr Überzeugung der Erwartung Ausdruck gab, ihn nächsten Abend nach Büroschluß vor ihrem Büro wieder zu sehen ...

Sie sah ihn nicht. Denn am nächsten Abend ging Adam mit Annemarie ins Kino. Ein wunderbarer Film. Aber sie kannten sich erst seit drei Tagen, und da ist der wunderbarste Film noch Nebensache. Adam kaufte die besten Sitze und Schokoladenbonbons. Wie gesagt, sie kannten sich erst drei Tage, und da kamen billigere Bonbons gar nicht in Frage.

Annemarie kam zu spät. Um zehn Minuten. Bei Eva hätte ihn das empört — er haßte Unpünktlichkeit. Bei Annemarie fand er diese zehn Minuten Wartezeit wunderbar. Sie verlängerten seine glückliche Erwartung, fand er.

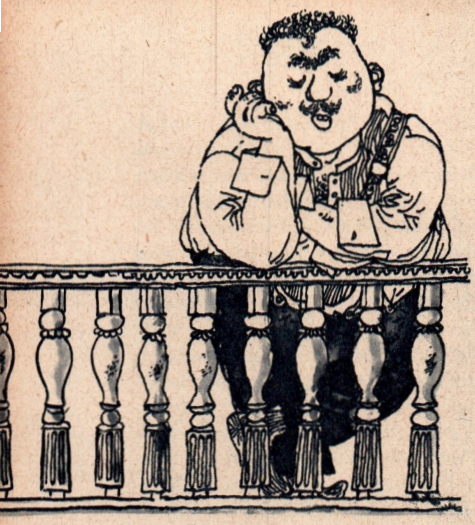
In der neunten Minute empfand er plötzlich ein heftiges Angstgefühl. Nicht, daß er fürchtete, sie könnte nicht kommen — lächerlich bei dieser dreitägigen Liebe — nein, er hatte plötzlich Angst, es könnte ihr etwas zugestoßen sein. Ein Unglück natürlich. Was denn sonst? Auf die Idee, daß ein anderer Adam sie zurückhalten könne oder so, darauf kam er gar nicht.

Dem war auch nicht so. Sie hatte nur schnell einen neuen weißen Kragen auf ihr altes blaues Kleid genäht — für ihn.

Sie kam gerade zum Hauptfilm zurecht. Sie setzten sich auf ihre Plätze. Er half ihr, indem er ihren Arm nahm — in der Dunkelheit.

Als Adam heftig an seinen Stuhl stieß, rief eine derbe Stimme: „Ruhe! Unerhört ...!"

Kaum saßen sie, zog er die Bonbontüte hervor und öffnete sie. „Ruhe", rief dieselbe Stimme wie vorhin, nur um eine Lage drohender. Adam bemühte sich, die Tüte geräuschlos aufzureißen. Leider begann der Film sehr sentimental. Held und Heldin flüsterten, und das war für das Öffnen der Schokoladentüte nicht von Vorteil.



„Und wegen des Arztes, Lieber, wähle einen, zu dem du Vertrauen hast. Oh! Wenn du etwas brauchst ... "
Und er tat, als wolle er nach der Brieftasche greifen. Gigi Venanzi hielt seine Hand zurück.
„Später ... später ... "
„Denn ich habe mir sagen lassen", schloß Memmo, „daß man ein schönes Stück Geld braucht, um sich nach allen Regeln der Ritterlichkeit ein Loch in den Bauch schießen zu lassen. Genug, du wirst mir später die Rechnung zusammenstellen. Adieu! Du findest mich zu Hause."
Gigi Venanzi fand den Freund an jenem Abend in der Tat zu Hause, aber dieser bot ihm ein Bild, von dem er sich nie hätte träumen lassen. Memmo Viola stritt mit dem alten Dienstmädchen, weil drei Groschen in der Rechnung der Haushaltsausgaben fehlten. Und er sagte zu ihr:
„Meine Liebe, wenn du auf die Rechnung schreibst: gestohlen vierzig Pfennig oder fünfzig Pfennig, dann ziehe ich seelenruhig den Schlußstrich und verliere kein Wort. Aber diese drei Groschen, die bekommst du von mir so nicht. Ich möchte wissen, wie du daran Gefallen finden kannst, einen wie mich hereinlegen zu wollen, der das Spiel verstanden hat ... Ist es nicht so, Gigi?"
Aufs äußerste bestürzt, außer aller Fassung, todmüde, schaute ihn Gigi Venanzi mit aufgerissenen Augen an. Die Ruhe dieses Mannes, am Abend vor einem Degenduell mit keinem Geringeren als Aldo Miglioriti, war erstaunlich. Und sein Staunen wuchs, als er ihm die sehr harten Bedingungen, die auch von seiten Miglioritis gewollt und gefordert worden waren, auseinandersetzte und sah, daß sich jene Ruhe nicht im geringsten trübte.
„Hast du verstanden?" fragte er ihn.
„Freilich", sagte Memmo. „Warum sollte ich nicht verstanden haben? Morgen früh um sieben. In Ordnung."
„Ich werde um viertel nach sechs hier sein. Das genügt", verständigte ihn Venanzi. „Mit dem Auto geht es rasch. Als Arzt habe ich Nofri genommen. Geh nicht zu spät zu Bett, und sieh zu, daß du schläfst!"
„Sei ganz beruhigt", sagte Memmo, „ich werde schon schlafen."
Und er hielt Wort. Um viertel nach sechs, als Gigi Venanzi an seine Tür klopfte, lag er noch im tiefsten Schlaf. Venanzi pochte zwei-, drei-, viermal; schließlich kam Memmo Viola im gleichen Aufzug, in dem er am Morgen zuvor seiner Frau aufgemacht hatte, im Hemd und mit den Hosen in der Hand, zur Tür, um dem Freund zu öffnen."
Venanzi erstarrte angesichts dieser Erscheinung zur Salzsäule.
„Was? Du bist noch im Hemd?"
Memmo tat höchst erstaunt.
„Warum denn nicht?" fragte er ihn.
„Aber wie denn!" brach Gigi Venanzi los. „Du sollst dich schlagen! Spiga und Nofri warten schon drunten ... Was sind das für Possen?"
„Possen? Ich soll mich schlagen?" antwortete Memmo Viola mit äußerster Gelassenheit. „Die Possen treibst allenfalls du, mein Lieber! Ich habe dir gesagt, daß ich meine Rolle zu spielen habe und du die deine. Ich bin der Gatte und habe gefordert; aber mich schlagen ... nimm mir's nicht übel, lieber Gigi — das kommt mir seit geraumer Zeit nicht mehr zu: das ist deine Sache ... Seien wir billig!"
Gigi Venanzi fühlte, wie der Boden unter seinen Füßen schwankte, wie das Blut in seinen Adern erstarrte; er sah gelb, er sah rot; er packte Memmo bei der Brust, schleuderte und spie ihm die blutigsten Schmähungen ins Gesicht; Memmo ließ ihn lachend gewähren. Nur sagte er ihm nach einer Weile: „Höre, Gigi, wenn du um sieben auf dem Gelände sein willst, wird es Zeit für dich. Es macht einen besseren Eindruck, wenn du pünktlich bist."
Und von der Höhe der Treppe herab rief er ihm, noch immer mit den Hosen in der Hand, nach:
„Hals- und Beinbruch, mein Lieber, Hals- und Beinbruch!"

zurückgelassen hat. Der Gatte bin ich, und ich muß den Schaden wiedergutmachen. Aber da es schon so gekommen ist, Gigi, muß auch Ernst gemacht werden. Die Beleidigung war schwer, und schwer müssen die Bedingungen sein."

Gigi Venanzi betrachtete ihn verdutzt; dann schrie er ihm in einem neuen Wutanfall zu:

„Aber du kannst ja nicht einmal einen Degen in der Hand halten!"

„Mit der Pistole", sagte Memmo seelenruhig.

„Aber was willst du mit einer Pistole ausrichten?" fuhr Gigi Venanzi auf. „Der trifft ein Fünfpfennigstück, das du an einen Baumstamm heftest, auf zwanzig Schritt Entfernung!"

„Ah, wirklich?" wiederholte Memmo. „Na, dann zuerst mit der Pistole und dann mit dem Degen. Mich, du wirst schon sehen, mich trifft er bestimmt nicht."

Gigi Venanzi begann, im Zimmer auf und ab zu wandern; dann meinte er kurz entschlossen:

„Höre, Memmo: ich kann nicht annehmen."

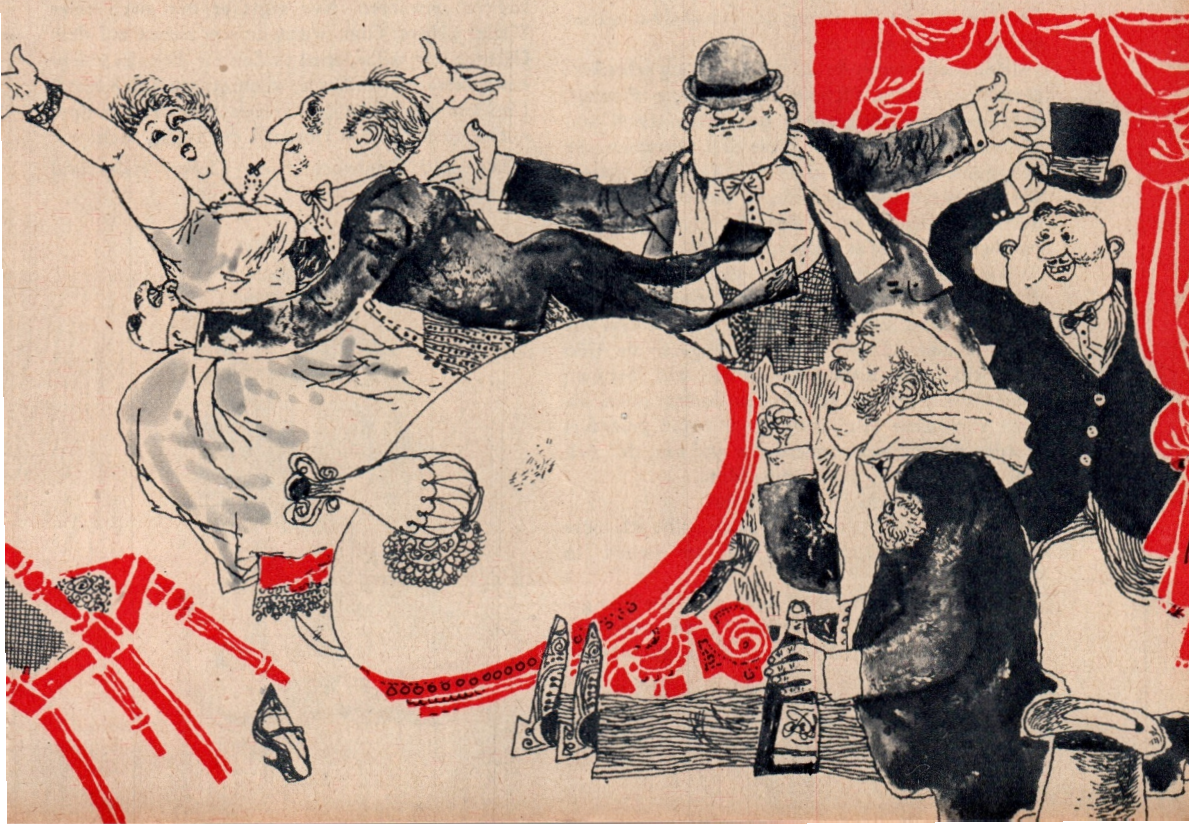
„Was?" sagte Memmo sofort und faßte ihn am Arm. „Machen wir keine Scherze, Gigi, und verlieren wir keine Zeit! Du kannst nicht mehr zurück, so wie ich nicht mehr zurück kann. Du wirst deine Rolle spielen wie ich die meine. Denke an den zweiten Zeugen, und spute dich."

„Aber soll ich dich denn in den sicheren Tod führen?" schrie ganz und gar außer Fassung Gigi Venanzi.

„Uh", lächelte Memmo. „Keine Übertreibungen ... im übrigen, mein Lieber, sind das alles Dummheiten. Es lohnt nicht, davon zu sprechen! Cristina will von der Beleidigung rein gewaschen werden, und es gibt keinen anderen Weg. Ich würde meine Freiheit verlieren; statt dessen will ich sie mir bei dieser Gelegenheit endgültig verdienen. Du wirst schon sehen, daß es mir gelingt. Geh, geh; denk an alles, du verstehst dich ja darauf. Ich erwarte dich zu Hause. Ich lese gerade ein schönes Buch, weißt du? Über die Welträtsel. Du hast nie daran gedacht; aber das Problem, das Jenseits zum Beispiel, ist erschütternd, Gigi! Nein, entschuldige, entschuldige ... denn ... hör zu: das höchste Wesen, mein Lieber, bedarf, um sich seiner Abstraktion zu begeben, um zum Bewußtsein seiner selbst zu kommen, des Werdens. Und was bedeutet das? Gib mir eine Zigarette! Es bedeutet ... — ich danke dir — es bedeutet, daß, da das höchste Wesen ewig ist, auch das Werden ewig sein muß. Nun heißt aber Werden ohne Ende auch Werden ohne Zweck, verstehst du? Ein Werden also, das zu keinem Schluß führt, zu keinem Schluß führen kann, niemals zu irgendeinem Schluß führen kann. Ein schöner Trost! Gib mir ein Zündholz. Alle Schmerzen, alle Mühen, alle Kämpfe, die Unternehmungen, Entdeckungen, Erfindungen ..."

„Weißt du?" sagte Gigi Venanzi, der nichts von diesem ganzen Erguß verstanden hatte. „Vielleicht Nino Spiga ..."

„Aber freilich, Nino Spiga oder einen anderen, nimm nur, wen du willst", antwortete ihm Memmo.



Memmo Viola hatte längst begriffen, daß das nicht der Augenblick war, die Vernunft sprechen zu lassen, und kehrte, ohne auch nur einen flüchtigen Blick auf den Namen jener Visitenkarte zu werfen, zum Waschtisch hinter dem Wandschirm zurück.

„Was machst du denn noch?"

„Ich beende meine Toilette."

„An wen denkst du dich zu wenden? Geh nicht zu Venanzi, weißt du! Gigi Venanzi nimmt nicht an; du kannst gewiß sein, daß er nicht annimmt. Du verlierst nur nutzlose Zeit!"

„Gestattest du?" sagte Memmo, der schon seine ganze innere Ruhe zurückgewonnen hatte. „Die Zeit, meine Liebe, läßt du mich jetzt verlieren. Erlaube, daß ich mich wasche, und laß mich jetzt in Frieden! Du hast nichts von Mißverständnissen wissen, hast keine Entschuldigungen annehmen wollen. Du hast das Duell gewünscht: das heißt, daß man mich mit einem Säbelhieb zu Boden streckt. Gut, ich stehe sofort zu deinen Diensten. Aber laß mich jetzt dafür sorgen, daß ich meine Haut schütze, so gut ich kann. Du sagst, daß Gigi Venanzi nicht annehmen wird? Woher weißt du denn das?"

Die Frau, ein wenig aus der Fassung gebracht durch diese Frage, senkte die Augen.

„Ich ... ich vermute es ..."

„Ah", machte Memmo, indem er sich das Gesicht abtrocknete, „du vermutest es ... Du wirst schon sehen, daß er annimmt! Meinst du, er könne sich in meinem Fall zurückziehen, gerade in meinem Fall, wo er doch allen seine Ritterdienste leiht? Es vergeht bei Gott kein Monat, ohne daß er bei zwei oder drei Duellen beteiligt ist, dieser berufsmäßige Sekundant! Das wäre ja zum Lachen! Was würden die Leute sagen, die doch wissen, wie sehr wir befreundet sind und wie erfahren er in diesen Dingen ist, wenn ich mich an einen anderen wendete?"

Die Frau, unruhig an ihrem Handtäschchen fingernd und sich auf die Lippen beißend, sprang endlich auf.

„Und ich sage dir, daß er nicht annimmt."

Memmo zeigte, im Begriff ins Hemd zu schlüpfen, einen Augenblick sein lachendes Gesicht und sagte, seine Frau scharf fixierend:

„Er muß mir den Grund sagen ... Und er kann es nicht! Ich sage, er kann keinen Grund haben, oder meinst du? Laß mich, laß mich, ich muß mich anziehen ..."

Als er endlich fertig war, fragte er mit einem schüchternen Lächeln: „Entschuldige, hast du zufällig im Hereinkommen gesehen, ob draußen vor der Tür die Milchflasche stand?"

Er erwartete als Antwort auf diese Frage einen neuen Wutanfall, zog den Kopf ein und erhob die Hände in abwehrender Haltung:

„Still, still ... ich gehe, ich eile schon ..."

Und er verließ zusammen mit seiner Frau das Haus, um sich zu Gigi Venanzi zu begeben.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß er ihn auf der Straße traf, wenige Schritte von seiner Wohnung entfernt. Memmo Viola nahm auf dem Gesicht des Freundes den Schatten plötzlichen Ärgers wahr und begriff, daß dieser so früh ausgegangen war, weil er mit seinem Besuch gerechnet hatte. Er blieb lächelnd vor ihm stehen und sagte zu ihm:

„Cristina schickt mich zu dir. Laß uns hinaufgehen. Ein schwerer Fall!" Gigi Venanzi musterte ihn mit einem düster-unruhigen Blick und fragte: „Was gibt's?"

„Oh, mach keine Geschichten", rief Memmo aus. „Ich lese es dir am Gesicht ab, daß du's weißt. Erspare mir deshalb die Worte. Ich bin erledigt; ich kann mich kaum mehr auf den Beinen halten. Wie eine Furie ist sie gekommen, hat mich mitten aus dem besten Schlaf gerissen und mir nicht einmal Zeit gelassen, ein wenig Kaffee zu trinken."

Kaum waren sie droben, wandte sich Gigi Venanzi wie ein toll gewordener Hund zu Memmo und schrie ihn an:

„Weißt du denn auch, wer Miglioriti ist?"

Memmo schaute ihm dumm ins Gesicht:

„Miglioriti? Nein ... Wie kommst du auf Miglioriti? Ah ... ist das vielleicht ... Warte! Ich habe noch nicht einmal einen Blick darauf geworfen."

Er fuhr mit zwei Fingern in die Westentasche und zog die ganz zerknitterte Visitenkarte hervor, die ihm seine Frau gegeben hatte.

„Aha ... Miglioriti", sagte er und las: „Aldo Miglioriti dei marchesi di San Filippo. Der Name ist mir nicht unbekannt ... wer ist es denn?"

„Wer es ist?" wiederholte Gigi Venanzi mit blutunterlaufenen Augen. „Der beste Fechter unter den römischen Sportfreunden!"

„Tatsächlich?" sagte Memmo Viola. „Ficht er gut? Säbel?"

„Degen und Säbel!"

„Das freut mich. Aber er ist trotz allem ein großer Halunke! Was er getan hat ..."

Gigi Venanzi fiel mit gleicher Wut über ihn her wie kurz zuvor seine Frau. „Aber wenn er doch um Verzeihung gebeten hat! Wenn es ein Mißverständnis gewesen ist!"

Da schaute ihn Memmo Viola mit einem zugleich schüchternen und spitzbübischen Augenzwinkern an und fragte ganz beiläufig:

„Warst du denn dabei?"

Gigi Venanzis Gesicht verzerrte sich, als habe ihn ein plötzlicher Schwindel befallen.

„Wie? Wo?" stotterte er.

Lächelnd, als ob nichts geschehen wäre, zog Memmo Viola den Freund wieder von dem Abgrund zurück, an dessen Rand er ihn mit jener leicht hingeworfenen Frage gestoßen hatte, und er fuhr fort:

„Ah, freilich ... du hast davon erfahren. Er war auch betrunken, ja ... Was ist zu tun? Cristina, mein Lieber, will keine Entschuldigung gelten lassen! Sie hat es so weit gebracht, daß er zuletzt, in Gegenwart vieler Zeugen, seine Visitenkarte

anzuziehen, sofort auf der Stelle, weil er ausgehen und sich eiligst auf die Suche nach zwei Freunden machen müsse.

„Aber warum denn?"

„Wasch dich, sag' ich dir!"

„Nun ja, ich wasche mich schon ... Aber warum denn?"

„Weil man dich gefordert hat!"

„Mich gefordert? Wer hat mich denn gefordert?"

„Gefordert ... ich weiß nicht recht: entweder hat man dich gefordert oder mußt du fordern. Ich versteh' nicht viel davon ... Ich weiß nur, daß ich hier die Karte dieses Schurken habe. Wasch dich, zieh dich an, beeile dich und steh nicht da wie ein betäubter Mameluck!"

Memmo Viola, der inzwischen, die Hände voll Seifenschaum, hinter dem Wandschirm hervorgekommen war, schaute wirklich seine Frau, wenn schon nicht wie ein Mameluck, so doch gewiß wie betäubt an. Es war nicht sosehr die Nachricht dieser Forderung, die ihn bestürzt machte, als die Aufgeregtheit seiner Frau, die zu dieser frühen Stunde und in so unordentlichem Aufzug aus dem Hause gerannt war.

„Aber beruhige dich doch, liebe Cristina ... Und sag mir wenigstens, während ich mich wasche, was geschehen ist ..."

„Was geschehen ist?" schrie die Frau, indem sie von neuem auf ihn losstürzte und ihm fast mit den Händen ins Gesicht fuhr. „Ich bin in gemeiner, in blutiger Weise in meinem Haus beleidigt worden, durch deine Schuld ... weil ich allein und ohne Schutz bin, verstehst du? ... Beleidigt ... geschmäht ... Sie haben Hand an mich gelegt, verstehst du? Haben mich hier an die Brust gefaßt, verstehst du? Weil sie vermutet haben, ich sei ..." Sie vermochte nicht fortzufahren, bedeckte wie rasend ihr Gesicht mit den Händen und brach in ein schrilles, krampfhaftes Weinen der Scham aus.

„O Gott", machte Memmo. „Aber wann ist das denn geschehen? Wer hat es gewagt?"

Da erzählte ihm seine Frau, zuerst unter Schluchzen und Händekrümmen, dann in immer stärkere Erregung geratend, sie habe am Abend zuvor, während sie zu Tisch gesessen, einen großen Lärm vor der Tür gehört, Geschrei, Gelächter, Geklingel, Faustbiebe und Fußtritte. Das Dienstmädchen habe nachgesehen und sei mit der Meldung gekommen, vier angetrunkene Herren suchten nach einer Spanierin, einer gewissen Pepita, seien nicht mehr fortzubringen und hätten aufs ungehörigste im Vorzimmer Platz genommen. Kaum habe sie selbst sich gezeigt, so seien sie alle vier über sie hergefallen und, während der eine sie zärtlich in die Wange gekniffen, der andere ihr die Hüfte umschlungen, ein dritter nach ihrem Busen gegriffen, hätten sie sie gebeten, beschworen, ihr einen Besuch bei der kleinen Pepita zu gestatten. Als sie sich losgemacht, geschrien und Bisse ausgeteilt habe, hätten sie mit Gelächter und schamlosen Gesten geantwortet, bis endlich bei dem Höllenlärm Scharen von Hausbewohnern aus den oberhalb und unterhalb gelegenen Stockwerken herbeigeeilt seien. Aufklärung ... Entschuldigungen ... es sei ein Mißverständnis gewesen ... Allgemeine Beschämung ... Einer habe sich sogar auf die Knie geworfen ... Aber sie habe nichts hören wollen; sie habe verlangt, daß ihr Genugtuung für die Beleidigung werde und so lange darauf bestanden, bis schließlich einer der vier, welcher übrigens vielleicht der am wenigsten unverschämte gewesen sei, sich gezwungen gesehen habe, seine Visitenkarte zurückzulassen.

„Da ist sie! Nimm! Du bist noch in Hemdsärmeln? Worauf wartest du? Willst du dich nicht von der Stelle rühren?"

Alles Glück für Memmo Viola!

Und er verdiente es wirklich, der gute Memmone, der die Fliegen auf die gleiche Weise verjagte, auf die er seine Frau anschaute, das heißt mit einer Miene, als wolle er sagen: „Aber warum versteift ihr euch nur darauf, guter Gott, mich so plagen zu wollen? Wißt ihr denn noch immer nicht, daß es euch nie gelingen wird, mich aus der Fassung zu bringen? Drum fort mit euch, meine Lieben, fort, fort...“ Die Fliegen, seine Frau, alle großen und kleinen Verdrießlichkeiten des Lebens, die Ungerechtigkeiten des Schicksals, die Boshaftigkeit der Menschen würden niemals imstande sein, ihn in seinem müden Gleichmut zu stören, ihn aus jener dauernden philosophischen Lethargie zu reißen, die sich in seinen großen, grünlichen Augen spiegelte und mit dem Atem über seinen struppigen Schnurrbart und über die Haarbüschel strich, welche aus seinen Nasenlöchern hervorsproßten.

Denn Memmo Viola behauptete, er habe das Spiel verstanden. Und wenn einer das Spiel verstanden hat...

Unverwundbar für den Schmerz, war er jedoch auch unzugänglich für die Freude. Und das war wirklich schade, denn Memmo Viola war, was man einen Benjamin des Glücks zu nennen pflegt.

Vielleicht war aber das Spiel, das er verstanden zu haben behauptete, dieses, daß das Glück ihn begünstigte, eben weil er so war, eben weil es wußte, daß er nie hinter ihm herlaufen würde, selbst nicht, wenn es ihm um den Preis von zwei Schritten alle Schätze der Welt versprechen sollte; weil es wußte, daß er nicht die allergeringste Freude zeigen würde, auch wenn es ganz ohne sein Zutun kommen und sie ihm ins Haus bringen sollte.

Alle Schätze der Welt nicht; aber eines Tages hatte es ihm wirklich die reiche Erbschaft irgendeiner alten Tante ins Haus gebracht, einer unbekannten alten Tante, die in Deutschland gestorben war; was ihm erlaubt hatte, seine Stellung aufzugeben, die der gute Memmo als große Last empfand, obgleich er sie seit zehn Jahren wie alles übrige mit Ergebenheit auf sich nahm. Müde, sich auf solche Weise anschauen zu lassen und ihn nicht aus seiner Ruhe bringen zu können, wie schlimm auch die Streiche sein mochten, die sie ihm vor seinen Augen spielte, hatte ihm seine Frau bald darauf die Tür aufgemacht und ihn hinausgestoßen, damit er frei und ledig in eine Junggesellenwohnung ziehen könne; unter der Bedingung jedoch, daß er auch sie auf die gleiche Weise frei ließe — gegen die Zusicherung einer entsprechenden monatlichen Anweisung.

Ja? Aber wann hatte es sich Memmo Viola je träumen lassen, der Freiheit seiner Frau Grenzen oder Zügel zu setzen? Sie wünschte es so? Amen. Und mit all seinen naturwissenschaftlichen, mathematischen und philosophischen Büchern und dem gesamten Küchengeschirr (das waren die beiden stärksten Leidenschaften seines Lebens) war er in drei bescheidene Zimmerchen übergesiedelt. Und wenn er seinem Geist willkommene Nahrung zugeführt, bereitete er sich mit eigener Hand auch die erwünschte Nahrung für den Körper: ein dilettierender Koch und ein dilettierender Philosoph.

Ein altes Dienstmädchen besorgte ihm jeden Morgen die Einkäufe, deckte ihm den Tisch, wusch das Geschirr, ordnete das Bett, reinigte die drei Zimmerchen und ging.

Aber kaum waren zwei Monate dieses zweiten Glücks vergangen, da kam eines Morgens zu frühester Stunde, er war noch im Bett und schlief sein goldenes Morgenschläfchen, seine Frau in seine kleine Wohnung, weckte ihn mit einem wütenden Geklingel, packte den armen Memmo, ihn wie ein Sturmwind anfallend, an der Brust, schleifte ihn, wie sie ihn angetroffen hatte, im Hemde und noch mit den Hosen in der Hand, in eine Ecke des Zimmers, hinter einen Wandschirm von rosa Musselin, hinter dem ihrer Meinung nach der Waschtisch verborgen sein mußte, und zwang ihn, indem sie ihm, um keine Zeit zu verlieren, selbst das Wasser ins Becken goß, sich zu waschen und

Sitten

Eine horoskopische Betrachtung

denn, wie Brecht sagt, die Sterne sind nicht immer da, es kommt ein Morgenrot. Beginnen wir mit dem Gebiet des Taktes und der guten Sitten. — Der Takt hat seinen Ursprung im Musikalischen. Ist er gut, führt das zur klangvollen Harmonie. Das gilt für jede Taktart. — Die automatische Taktstraße ist bekanntlich ein wesentliches Element der modernen Industrie. Das taktvolle Benehmen aber kommt nicht aus der industriellen, sondern aus der persönlichen Sphäre, was wiederum nicht heißen soll, daß Takt in der Industrie keinen Platz hätte! Wir können hier für 1961 erhoffen, daß unter anderem sogar einige Menschen, die beim Wort Takt bisher nur an das rhythmische Hämmern der industriellen Taktstraße dachten, den Widerspruch zwischen ihrem individuellen und dem gesellschaftlich angestrebten Takt entdecken. Die Losung „Seid nett und höflich zueinander" wird nicht mehr nur im Monat der Verkaufskultur eine Rolle spielen.

Noch einen Hinweis zum Thema Takt und gute Sitten. Auch für 1961 ist nicht zu erwarten, daß die im Zeichen des Kriegsgottes Mars lebenden Leute sich der allgemein gültigen Norm anschließen werden. Für sie gibt einzig der Militärmarsch den Takt an. Hoffnungsvoll ist, daß schon 1960 Schwierigkeiten entstanden, diesen Takt durchzuhalten. Der zündende Rhythmus der afrikanischen Trommeln hat da einiges durcheinander gewirbelt. Und auch 1961 erwartet den überholten Marschtakt nichts Erfreuliches. Kolonialwarenhändler und Händler mit heißen und kalten Kriegen haben nun einmal keine Zukunft mehr.

Was nun die Liebe betrifft, so wird sie im MAGAZIN auch 1961 einen gebührenden Platz einnehmen und im weiten Bogen vom lieben Leser bis zur Liebesgeschichte reichen. Und wenn uns ein Stern leuchtet, dann kann es nur die Venus sein. Bei oder trotz aller Sternenakrobatik ist eines sicher: Die Venus wird den Mars besiegen.

Die Weltgeschichte aber wird von Merkur und Venus beherrscht werden. Was soviel bedeutet wie blühender Handel, aus dem gegenseitige Achtung und gar Zuneigung erwachsen. Die Liebesgöttin Venus und der Heilige aller Handelsleute, Merkur, haben allerdings einen gemeinsamen Feind: den Kriegsgott Mars. Wer ihm anhängt, hat im Jahre 1961 nichts Gutes zu erwarten. Sollte sich aber bei einem Besuch auf dem Mars durch ein Weltraumschiff herausstellen, daß dieser Stern in übler Weise von den Menschen verleumdet wurde, werden wir das in unserem Horoskop für 1962 berücksichtigen müssen. Eine solche Gefahr wird zweifellos bei der Jungfrau nicht bestehen.

Illustrationen: Werner Klemke

Liebe, Takt und gute

Werner Klemke ist an allem schuld! Er war es, der den Stier im April 1959 auf unser Titelblatt zauberte, ohne sich um die Konstellation der Sterne zu kümmern. Die Jungfrau aber stand im Zeichen des Mars und der Steinbock ganz unter dem Einfluß des Skorpions. Der Stier hätte also gar nicht erscheinen dürfen! Wer das nicht begreift, hat keine Astro-Psyche und ist ein völlig unwissenschaftlicher Mensch.

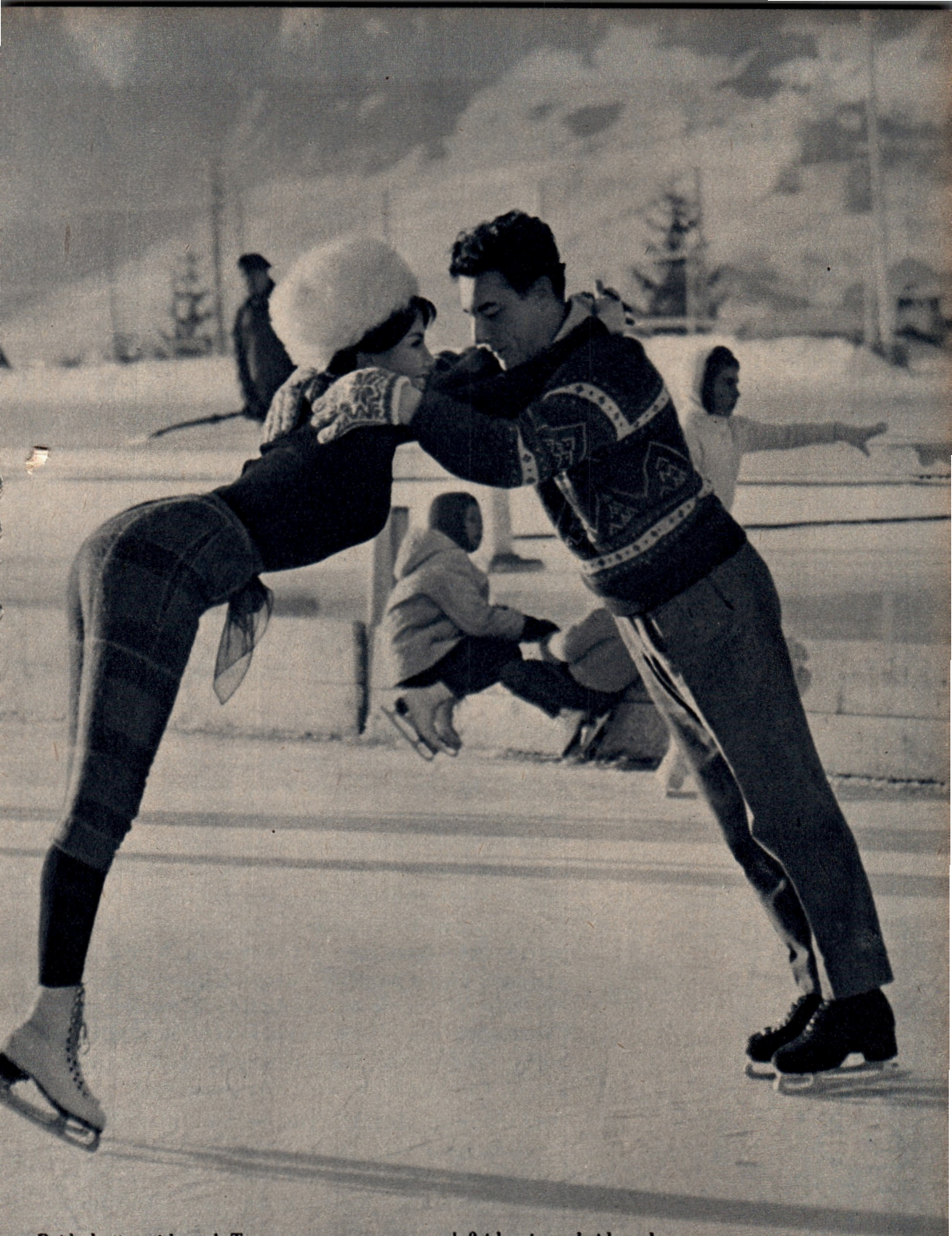
Trotzdem wäre es vielleicht noch einmal gut gegangen. Aber was macht Klemke? Er setzt die Jungfrau auf den Stier! Irdisch gesprochen: Er verbindet blindwütige Zerstörungslust mit der reinen Unschuld. Sie werden zugeben, daß bei einer solchen astro-psychischen Auslegung der Welt selbst die Militaristen sich der Unschuld rühmen könnten. Ein Glück nur, daß bei uns die Politik nicht aus den Sternen abgelesen wird. Wir hätten sonst ernsthaften Ärger bekommen.

Nun ist das MAGAZIN in der astrologischen Welt ja weitgehend unbekannt. Zum Unglück aber veröffentlichte die in Zürich erscheinende Zeitschrift „Graphis“ in ihrem Jahresband 1960 unter dem Titel „Die besten europäischen Zeitschriftentitel des Jahres“ auch zwei Titelbilder des MAGAZINS, darunter den Stier mit der Jungfrau.

Das brachte die Sache ans Sternenlicht und für 1961 den astrologischen Kalender durcheinander. Der Mars blinkerte nämlich dem Stier kriegerisch zu, woraufhin dieser in schröder Manier seinen Bonnblick auf den durch die Graphis-Veröffentlichung erwiesenen ganz gemeinen Infiltrationsakt warf. Da das antiastrologische- Titelblatt nur ein ganz kleiner Beitrag in dieser Hinsicht war, machten die dem Kriegsgott Mars ergebenen Herren gleich ein Gesetz, das mit solcher Praxis generell aufräumen soll. Vom besseren Argument bis zur besseren Tatsache ist jetzt alles strafbar. Am Beispiel der Sonne läßt sich die tiefe Astro-Logik dieses Gesetzes beweisen. Sie kommt aus dem Osten und geht deshalb im Westen unter. Es gibt in Bonn übrigens Bestrebungen, die Ostsonne zu verbieten oder abzuwerben.

Ganz anders der Mars. Der geht weder auf noch unter. Er hätte zwar ganz gern, daß die Rechnung seiner getreuen Landsknechte aufgeht, die aber ahnen zumindest, daß das ihr Untergang wäre. Was wiederum ihre heißen Wünsche abkühlt und sie einen „kalten Krieg“ führen läßt.

Wie jeder astrologisch gebildete Mensch aus all dem ersieht, ist für 1961 von den Sternen nicht viel Gutes zu erwarten. Bleibt zu untersuchen, ob die Menschen gescheiter sind,



Beide hatten sich nach Tagen
schon ein wenig mehr zu sagen,
und ich muß jetzt überlegen,
was für Fragen sie bewegen:
Schwärmen sie von Schnee und Hügeln . . .?
Doch ich muß mein Denken zügeln . . .
Darum will ich hier geloben,
daß ich mir an beiden oben
ein (zwar reichlich unbequemes)
Beispiel nehme – doch ich nehm' es:
Arme, Mund und Augenpaare
werden auch in diesem Jahre
Liebes-Attribute sein.
(Doch sie sind es nicht allein . . .)

Peter Pursel

So ein Stück vom großen Glück

„Ist es denn sehr unbescheiden,
so ein Stück vom Glück zu schneiden?"
wüßte diese Dame gern, –
und sie fragte diesen Herrn,
der ihr flüsternd das erzählte,
was ihr an Erkenntnis fehlte . . .
Da er lieb (doch leise) spricht,
weiß ich auch bis heute nicht,
was er (was mich mächtig quälte)
dieser Dame da erzählte.

Guten Morgen,
junges Jahr!
Laß mich dir
entgegenspringen . . .
Was ich brauche,
sollst du bringen:

DAS Magazin

Heft 1
Januar
1961
8. Jahrgang

Seite

Sie an uns 2
Peter Purzel:
Guten Morgen, junges Jahr! 5
Liebe, Takt und gute Sitten 8
Luigi Pirandello:
Wenn man das Spiel verstanden hat 10
Otto Wolf:
Bitter-süße Schokolade 15
Günter Prodöhl:
Das Wrack im Teufelsloch 19
Prof. Dr. W. Bartel:
Eine lustige Begegnung 23
Stefan Heym:
Hand, Hirn, Mensch 24
Jewgeni Jewtuschenko:
Mit mir ist folgendes geschehen... 30
Vladimir Pozner:
Die Pariserin 31
Georgi Trawin:
Muttis schöpferischer Freitag 36
Unsere aktuelle Umfrage:
Möchten Sie eine Frau zum Chef? 39
Berta Waterstradt:
Als ich mich
mit dem Koch verlobte... 43
Herbert Sandberg:
Der freche Zeichenstift 46
Renate Herbert:
Gewölbe ohne Geheimnis 52
Francis Le Gallois:
Der Vorhang
hebt sich über Afrika 57
ika: Ganz OBJEKTIV betrachtet 60
Audrey Harvey:
Zwielicht in Liverpool 62
Mode: Kühn-Berger:
Das Fell über die Ohren gezogen 67
Ausgelesenes – Abgehörtes 70
Habu:
Liebe, Phantasie und Kochkunst 71
Irmgard Keun:
Herr Kabusch
und die Kreuzworträtsel 73
Rätsel 74
Treffpunkt 76

Chefredakteur: Hilde Eisler · Stellvertretender Chefredakteur: Hans Lehmann · Bildredaktion: Hannes Schreiber · Gestaltung: Herbert Prüget · Herstellung: Kurt Scharf · Redaktion: Berlin W 8, Glinkastraße 13/15, Tel. 22 55 51 · Verlag: „Das Neue Berlin", Berlin W 8, Taubenstraße 1/2, Tel. 22 55 51 · Druck: (III/9/1) „Sächsische Zeitung", Dresden · Lizenz-Nr. 5274 Ministerium für Kultur, Hauptverwaltung Verlagswesen · Erscheint monatlich · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Filialen in den Bezirkshauptstädten der Deutschen Demokratischen Republik.

Titel: Werner Klemke; Fotos: Décaux (5) S. 5, 6, 7, 35; Unifrance (2) S. 17, 31; Zentralbild (4) S. 23 (Exklusiv-Foto/Heilig), 41, 66; Gilsenbach (1) S. 29; Conti-Press/Fremke (1) S. 29; Erich Vetter (4) S. 32, 33, 34; DMI (1) S. 39; Schreiber (10) S. 39, 40, 41, 42, 46; Archiv (1) S. 41; H. Wolf (1) S. 40; Privat (5) S. 44, 45; Rössler (1) S. 51; Klicks (13) S. 52, 53, 54, 55, 56, 61; Pic (5) S. 58, 59; entnommen „L'Officiel" (1) S. 67.
Die Karte von Afrika auf Seite 57 zeichnete Erwin Wagner. Die Fotos auf den Seiten 60 und 61 zeigen die Filmschauspielerin Daliah Lawie.

treffend. Der Inhalt ist zart und klassisch, denn Martin Luther sagte schon zu seiner Zeit:

In der Woche Zwieer,
macht im Jahre einhundertvier,
's schadet weder ihm noch ihr!

Junge Frau von 81

Elfriede Brunn, Berlin:

Nein, eine Frau von 40 (Unsere aktuelle Umfrage „Ist eine Frau mit 40 alt?" 11/60), die heute mit beiden Beinen im Leben steht, die aktiv am gesellschaftlichen und kulturellen Leben teilnimmt, geistig und körperlich rege ist, sich der Mode und der modernen Schönheitspflege nicht verschließt, kann man absolut nicht als alt bezeichnen. Zweitens möchte ich bezweifeln, daß Ihre beiden Befragten, Herr Friedrich A. und Herr Georg R., jemals 81- oder 84jährige Frauen erlebt haben, die mit so einem Schwung und Temperament zu Tagesereignissen Stellung nahmen, hinter dem sich so mancher „Mummelgreis" von 25 oder 30 Jahren verstecken kann. Sie haben sicher keine Oma besessen, deren Devise lautete: „Bis 70 ist man jung, dann kommt man allmählich ins mittlere Alter" und die danach handelte. Meine Oma unterstützte mich aktiv bei der Unterschriftensammlung zur Ächtung der Atombombe, indem sie selbst Unterschriften auf dem Westberliner Wochenmarkt sammelte, sie holte sich bis zu ihrem Tode jeden Morgen ihre Zeitungen von Pankow nach Berlin N 20, sie half mir bei der Anschaffung der FDJ-Kleidung, kletterte mit 70 Jahren noch genauso schwungvoll durchs Fenster wie mit 40 und legte den gestreckten Fuß auf die Türklinke oder schwang das Tanzbein und nahm auch später noch an Dampferfahrten und Veranstaltungen teil. Selbst Petticoats fand sie sehr schön und bedauerte es nur, daß sie diese wirklich nicht mehr tragen konnte (von wegen des Alters von 81 Jahren und der Runzeln). Kann man eine solche Frau, die im Herzen doch ewig jung blieb, als alt bezeichnen? Ich kann es nicht.

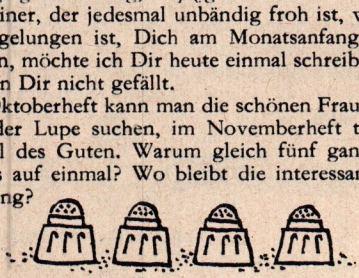
Wohl aber bezeichne ich solche Frauen als alt, die liederlich in der Kleidung und in der Körperpflege sind und keinerlei Interesse am politischen und kulturellen Leben zeigen, oder solche, die mit ihren Wünschen und Hoffnungen in den Zeiten unserer Urgroßmütter leben. Solche Frauen, selbst wenn sie erst 20 sind, sind für mich alt (Männer auch nicht ausgenommen).

Schlecht gestreut

Wolfgang Starkenberg, Leipzig:

Als einer, der jedesmal unbändig froh ist, wenn es ihm gelungen ist, Dich am Monatsanfang zu erstehen, möchte ich Dir heute einmal schreiben, was mir an Dir nicht gefällt.

Im Oktoberheft kann man die schönen Frauenfotos mit der Lupe suchen, im Novemberheft tust Du zuviel des Guten. Warum gleich fünf ganzseitige Fotos auf einmal? Wo bleibt die interessante Gestaltung?



Vignetten:
Herbert Prüget

auf besonders nette Weise —,
daß er diesen Fehler fände
und nimmt's Herz in seine Hände.
Doch der kleine Kater denkt,
indem er seinen Pendel schwenkt,
wenn da bloß man nichts passiert
und der Nickel sich blamiert.
Doch nachmittags gegen vier
schenkt sein eignes Herz er — ihr.
Kater dann vor Freud' miaut,
denn sie war nun Nickels Braut.

Pro und contra

Marie Konrad, Berlin:
Gleich die erste heitere Erzählung im Heft 11/60 „Die spanische Wand" von Iwan Katajew hat meinen ungeteilten Beifall gefunden in ihrer so realistisch wiedergegebenen Darstellung der schweren Zeit, in der die junge Sowjetmacht wuchs. Mit wieviel Schwierigkeiten hatten sich die Arbeiter und hier die künftige neue Intelligenz, die Studenten, auseinanderzusetzen. Die Erzählung entbehrt aber auch nicht des Grotesk-Heiteren, aus allem klingt die Siegeszuversicht und der Optimismus dieses herrlichen Landes, das heute an der Spitze des mächtigen Weltfriedenslagers steht. Bringt, wenn es möglich ist, mehr davon.

Helene Lang, Leipzig:
Was Du uns im November-Heft mit der Geschichte „Das verräterische Herz" von Edgar Allan Poe angetan hast, läßt mich nicht schweigen. Meiner Ansicht nach ist das eine direkte Anleitung zum Verbrechen, steht den berüchtigten Comics an Scheußlichkeit nicht viel nach. Was soll eine Geschichte? Vor allem doch etwas geben, erziehen, erheitern oder auch nachdenklich stimmen, soll anregen in positiver Richtung.
Wir wollen durchaus nicht an der Oberfläche plätschern, aber hier diese „short-story"? Nein, bitte nicht wieder so etwas.

Karl Krieser, Dresden:
Schade, daß die Kriminalgeschichte von Günter Prodöhl im Novemberheft wieder fehlte. Aber der „Ersatz" war großartig. Edgar Allan Poe zu lesen ist immer wieder ein Genuß. Bitte gelegentlich mehr davon.
Schönen Dank auch für die Bildgeschichte mit Margareta Wolodina. Es ist richtig wohltuend, neben den vielen „Hübschheiten" auch einmal eine fraulich-junge Schönheit zu sehen. Hoffentlich erfüllt der „Progress-Filmvertrieb" den Wunsch, uns Frau Wolodina recht bald einmal in einem Film vorzustellen. Zu solchen Bildgeschichten kann ich nur wie bei E. A. Poe sagen: Gelegentlich bitte mehr davon.

Bei Martin Luther nachzuschlagen

Paul Behnert, Schildow:
Ihre gezeichnete Bettgeschichte zu „Die Roboter sind unter uns" in Heft 11/60 ist so hübsch wie

Der i-Punkt

für gutes Angezogensein eine „Juwel-Krawatte" aus Naturseide

Die aus Naturseide hergestellten Krawatten sind weich, griffig und haben vorzügliche Trageeigenschaften.

Sie vereinen Chic und dezente Eleganz.

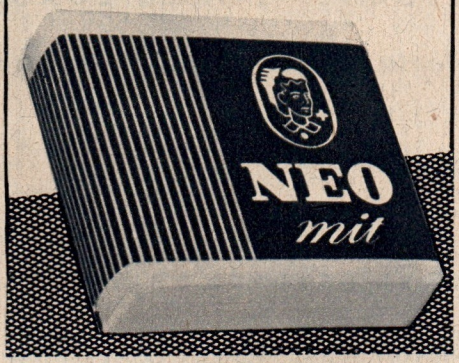
Darum wählen Sie beim Kauf „Juwel-Krawatten"

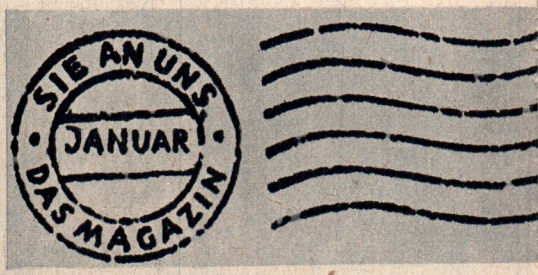
VEB TEXTILWERKE MÜLSEN
Mülsen St. Jacob, Kreis Zwickau

Nimm wie ich:

NEO *mit*

und alle unangenehmen Begleiterscheinungen fallen fort. Völlige Bewegungsfreiheit! Verpackung ist neutral. NEOmit Handhabungshülse ist sehr klein gepreßt, daher so sicher und sauber in der Anwendung. Ein wirklich unauffälliger Begleiter!





Freude am Gesang junger Frauen

Ulla St., Schmalkalden:

Eine langjährige begeisterte Leserin läßt heute alles stehen und liegen, um Dir zu schreiben. Anlaß ist die von Klaus Winkler, Spremberg, in Heft 11/60 abgedruckte Zuschrift an Dich unter „Sie an uns": Unbekömmlich.

Hätte ich nur gleich damals mir die Zeit genommen, Dir meine Freude über das Gedicht „Gesang junger Frauen" auszusprechen! Dann wäre die unbegreifliche Einstellung von Herrn W. zu diesem graziösen Meisterwerk nicht unerwidert geblieben. Wie ist es möglich, daß ein junger Mann des 20. Jahrhunderts derart spießbürgerliche, prüde Ansichten haben kann. Ich bin eine Frau von 57 Jahren, habe mir aber durch ein langes Leben, das schwer und entbehrungsreich war, den Sinn für Humor, Lebensfreude und echte Kunst bewahrt. Laß Dir sagen, daß ich damals, als ich das Heft erhielt, hell begeistert war von dem Charme, dem tänzerischen Rhythmus, der vitalen Musikalität des Gedichtes. Ich ertappte mich dabei, wie ich Teile daraus in erfundener Melodie vor mich hinsummte, meine Phantasie gaukelte mir ein Ballett dieser jungen Frauen vor, tagelang ging mir dieses Kunstwerkchen bei der täglichen Arbeit nicht aus dem Sinn. Und damit hast Du Deinen höchsten Zweck erfüllt: die oft schwere, alltägliche Arbeit leicht und fröhlich machen zu helfen.

Noch eine Bitte: Mehr künstlerische Porträts von Männern, ganzseitig, egal, ob schön oder häßlich, Hauptsache: Geist, Herz und Seele und Charakter sprechen aus dem Foto.

1960 in Heft eli

Hilde Sch., Magdeburg

kommt ein Fräulein gegen zwölf
in den Laden zu Herrn Nickel.
Der hat grad' ne Uhr beim Wickel.
Fräulein sagt, er soll probieren
und ihr Herzchen reparieren.
Manchmal sei es gar so schwer,
und die Unruh zittre sehr.
Nickel sagt zum Fräulein leise —

EAU DE COLOGNE *Perlonta* LUXUS

PARFÜM *Perlonta* 58, 59 UND LUXUS

Vier Duftnoten aus dem Hause

BERLIN Kosmetik VOLKSEIGENER BETRIEB BERLIN N 4

. . . und nicht nur in Berlin schätzt man „Berlin-Kosmetik"